

Character

Das Gesellschaftsmagazin der Bethmann Bank

Character im Porträt

Axel Hacke

*Schriftsteller, Kolumnist und ein
Meister der ernsthaften Heiterkeit*

6–23

ArtforWild

*Ein Kunstprojekt
für die Tierwelt*

26–33

innatura

*Eine Unternehmerin
rettet Neuwaren*

34–39

Herbst
2023

Echt
Nachhaltig.
Privat.

Liebe Leserin, lieber Leser,

Orientierung zu haben und sie auch zu geben ist in unserer heutigen Zeit alles andere als einfach. Zu viele Einflüsse prasseln auf uns ein, als dass immer klar wäre, was die richtige Entscheidung, der richtige Weg ist. Das gilt nicht zuletzt für Fragen des Vermögensmanagements. Gerade in unsicheren Zeiten aber brauchen Menschen einen Bankpartner, der genau diese Orientierungshilfe gibt. Das ist unser Anspruch als Bethmann Bank.



HANS HANEGRAAF

Vorstandsvorsitzender
der Bethmann Bank

Steigende Zinsen, hohe Inflation, abflauende Konjunktur, neue Energiegesetze, geopolitische Spannungen: **Das wirtschaftliche Umfeld hat sich drastisch verändert – und tut es noch.** Für uns als Bank ist wichtig, in dieser Situation **fest**

an der Seite unserer Kundinnen und Kunden zu stehen. Um dabei **Best-in-class-Lösungen** bieten zu können, haben wir gezielt in die **stärkere Verzahnung unseres Wealth-Managements mit den Leistungen des Corporate Bankings von ABN AMRO** investiert. So hat unsere 2022 gestartete **Initiative Entrepreneur & Enterprise** mit integrierten Teams aus beiden Bereichen bereits zahlreiche Lösungen für den inhabergeführten Mittelstand erarbeitet, bei denen privates und betriebliches Vermögen **ganzheitlich** betrachtet und gemanagt wird.

Aber auch beim Thema **Nachhaltigkeit, einer der Kernkompetenzen unserer Bank**, geht es um Orientierung in Zeiten, in denen Investitionen mit **sozialem und ökologischem Impact** einerseits immer stärker nachgefragt, andererseits aber auch kritisch hinterfragt werden. Daher haben wir uns selbst hinterfragt und geben in unserem neuen **Nachhaltigkeitsbericht** einen Überblick darüber, wie wir unsere Arbeitsabläufe möglichst nachhaltig gestalten. Klicken Sie gerne rein: **bethmannbank.de/nachhaltigkeit**. Was bei nachhaltigem Handeln in jedem Fall gefragt ist, sind **Ausdauer und ein langfristiger Horizont**. Ein gutes Beispiel findet sich im neuen Character-Heft: Vor zehn Jahren gründete **Juliane Kronen das Sozialunternehmen „innatura“**, das neuwertige Konsumgüter sammelt und als Sachspenden verteilt. „innatura“ haben wir übrigens bereits in der allerersten Character-Ausgabe 2013 vorgestellt.

Auch unser Gesellschaftsmagazin feiert in diesem Jahr sein **zehnjähriges Bestehen** – in dieser Ausgabe mit **Axel Hacke, einem der meistgelesenen Autoren Deutschlands, als „Character“**.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre!

ECHT.



26

Panorama

Magie der Wildnis

Nahaufnahmen von Elefanten, Nashörnern und Nilpferden: Eine Fotografin und eine Managerin aus Düsseldorf haben das Projekt ArtforWild ins Leben gerufen, um Afrikas gefährdete Tierwelt zu schützen.



58

Unternehmen mit Tradition

Immer der Nase nach

Im Münchner Rathaus betreibt Tanja Bublitz die kleine Parfümerie Brückner, zu deren Kundschaft schon die bayerischen Monarchen zählten. Mit viel Esprit setzt sie sich gegen die Konkurrenz der großen Ketten durch.

NACHHALTIG.

34

Zwischen kommerziell und karitativ

Erhalten statt wegwerfen

Nagelneue Waren im Wert von mehreren Milliarden Euro werden jedes Jahr von deutschen Firmen vernichtet. Das muss nicht sein, findet Juliane Kronen. Sie gründete innatura, um die Produkte für Bedürftige zu retten.



44

Für morgen

Die Alleskönner

Immer mehr Fachleute in der Forschung oder in Unternehmen sind davon begeistert, wie vielfältig Pilze einsetzbar sind. Sie dienen als Ersatz für Fleisch und Leder, aber auch als Baustoff und Dämmmaterial.



PRIVAT.



Character im Porträt

Ein Autor, der das Leichte im Schweren findet

Axel Hacke

Jeden Freitag warten ungezählte Fans auf seine Kolumne im SZ-Magazin, seine Bücher werden stets zu Bestsellern. Im Character-Interview erzählt er über seinen Weg zum Erfolgsautor und davon, wie viel ihm Freundschaften bedeuten.



06

Character im Porträt

06 **Axel Hacke**

Der Schriftsteller ist einer der meistgelesenen Autoren Deutschlands

Lieblingsstücke

20 **10 Dinge, die mir am Herzen liegen**

Von Axel Hacke

Hello / Goodbye

24 **Die Zukunft des Reisens**

Nachtzug statt Billigflieger

Panorama

26 **Wilde Kunst**

Ein ungewöhnliches Kunstprojekt und seine Initiatorinnen

Zwischen kommerziell und karitativ

34 **Retten vor dem Müll**

Das Sozialunternehmen innatura bewahrt Produkte, die sonst in der Schrottpresse landen würden

Perspektivenwechsel

40 **Vertrauen oder Kontrolle?**

Im Homeoffice zählt die Leistung, nicht die Präsenz. Funktioniert das im Berufsalltag?

Aus der Bethmann Bank

42 **Eine gute Investition**

Was steckt hinter Private Equity, der Beteiligung an privaten Unternehmen?

Für morgen

44 **Der Schwammerl-Trend**

Pilze schmecken gut, können aber noch viel mehr

Werte im Wandel

48 **Ist Türe aufhalten sexistisch?**

Warum Höflichkeit und Benehmen nichts mit dem Geschlecht zu tun haben

Zahlen, bitte!

50 **Lesen ist out?**

Von wegen! Zahlen und Fakten über Bücher

Unternehmen der Zukunft

52 **Handy reloaded**

Das Unternehmen refurbished ermöglicht alten Smartphones und Computern ein zweites Leben

Dafür stehe ich morgens auf

56 **Frühaufsteher**

Helga Grotheer und Kaj Arnö

Unternehmen mit Tradition

58 **Ein Hauch von Luxus**

Die Parfümerie Brückner im Münchner Rathaus

66 **Impressum**



Axel Hacke

A

Die Dinge zum Schweben bringen

Interview **Arno Makowsky** Fotos **Marc Krause**



Das Büro von Axel Hacke liegt im vierten Stock eines Altbaus mitten im quirligen Münchner Glockenbachviertel. Es sieht dort ziemlich genau so aus, wie man sich den Arbeitsplatz eines Schriftstellers vorstellt: vollgestellt mit Büchern und Kuriositäten. Gleich am Eingang begrüßt den Besucher ein freundliches Zebra aus Holz, auf dem Regal steht eine goldene Krone, wie sie der „kleine König Dezember“ aus Axel Hackes gleichnamigem Buch trägt. Er sei vor lauter Arbeit seit Monaten nicht mehr richtig zum Aufräumen gekommen, sagt der Schriftsteller und Journalist lächelnd zur Begrüßung. Im Interview spricht er über seine Karriere als Erfolgsautor, sein neues Buch und die Frage, wie es Bosch geht, seinem alten Kühlschrank und Freund.

Herr Hacke, Sie haben gerade ein neues Buch geschrieben, es geht um Heiterkeit. Sind Sie selbst ein heiterer Mensch?

Eben nicht, deshalb habe ich das Buch ja geschrieben. Es ist eine Suche danach, wie man es schaffen kann, sein Leben halbwegs heiter zu bewältigen. Ich kann zwar ganz gut heiter schreiben, aber im Alltag fällt mir dieser Zustand eher schwer. Es gibt da eine Anekdote aus dem 17. Jahrhundert, die zeigt das Dilemma ganz gut: Ein Mann kommt zum Arzt und sagt: Mir geht es schlecht, ich bin immer so deprimiert, was soll ich tun? Da sagt der Arzt: Lenken Sie sich ab, gehen Sie ins Theater, da läuft gerade ein neues Stück von Molière, das wird Ihnen helfen. Worauf der Mann sagt: Herr Doktor, ich bin Molière.

Gibt es ein Rezept, wie man das Leben gelassen und heiter angeht, einen Schalter im Kopf, den man umlegen kann?

Das wäre schön, aber den gibt es nicht. Es geht bei der Heiterkeit ja auch nicht darum, alles plötzlich witzig zu finden. Zunächst muss man die ernstesten Dinge wirklich ernst nehmen, um dann zu sehen,

wie man ihnen eine heitere Seite abgewinnt. Schauen Sie sich die Zeichnungen des französischen Zeichners Sempé an. Da sehen Sie Menschen, denen es nicht unbedingt gut geht, aber in den Bildern ist dennoch immer eine Leichtigkeit, eine Gelöstheit. Oder die Sketche von Lorient. Nehmen Sie da mal alles Lustige weg, dann sind das oft schreckliche Szenen, von einsamen, sich ständig missverstehenden Menschen. Aber Lorient arbeitet nicht das Tragische heraus, sondern das Komische. Darum geht es: das Heitere und Leichte in den ernstesten Dingen zu sehen.

Kann man als Schriftsteller im heiteren Zustand überhaupt arbeiten? Das Klischee heißt ja: Der Dichter muss leiden, sonst fällt ihm nichts ein ...

Solche Klischees stimmen nie. Man muss nicht irgendwie sein, um irgendwas zu machen. Mir fallen oft die besten Geschichten ein, wenn ich gut drauf bin und gelöst zu arbeiten beginne. Und wenn die Idee nicht funktioniert, gehe ich völlig zerbrochen nach Hause. Andersherum gibt es das auch.

▶





Sie haben bis vor einigen Jahren viele amüsante Kolumnen und Bücher geschrieben, oft handelten die Geschichten von Ihrer Familie. Stimmt die Beobachtung, dass Ihre Arbeiten ernster und nachdenklicher geworden sind?

Ja, das stimmt. Ich habe einige Bücher geschrieben, die ernsthafte Themen haben, zum Beispiel „Wozu wir da sind“ oder „Die Tage, die ich mit Gott verbrachte“. Es geht darin beispielsweise um die Frage, was eigentlich ein gelungenes Leben ist. Auf der anderen Seite bin ich damals eher durch Zufall zu einer Art Comedian geworden, durch diese Bücher, die von sprachlichen Missverständnissen handeln, wo zum Beispiel ein Kind statt „Erzbischof“ verstanden hat: „Erdbeerschorsch“ – und so ist eine sehr witzige Fantasiefigur entstanden. Bei den Lesungen damals musste ich oft auf der Bühne so lachen, dass ich kaum mehr weitermachen konnte. Weil es so lustig war. Den Zuhörern ging es genauso.

Ist Ihr Ziel, das Publikum zum Lachen zu bringen?

Eigentlich will ich nicht, dass die Leute brüllend lachen, viel lieber ist mir ein Lächeln. Mein Ziel ist eher, eine Leichtigkeit zu erzeugen, auch beim Schreiben. Am schönsten ist es, wenn die Dinge dabei irgendwie zum Schweben kommen.

Von Ihrer Familie liest man nicht mehr so viel, von Paola und Luis und all den Katastrophen des Alltags. Haben Frau und Kinder dagegen protestiert?

Nein, das nicht, die Familie konnte gut damit leben. Aber nach zehn Jahren war es einfach mal genug, ich wollte nicht, dass es zur Masche wird, und außerdem haben mich einfach andere Dinge interessiert. Dazu kam, dass mein jüngster Sohn David, als er etwa 12 war, in der Schule auf die Geschichten angesprochen wurde. Dabei wusste er gar nicht, worum



Skurrilitäten-Kabinett – Hackes Büro ist vollgestellt mit merkwürdigen Dingen

Das große Thema ist mein eigenes Leben, meine Sicht auf die Welt. Das neue Buch fängt mit der Frage an, warum ich selbst kein heiterer Mensch bin.

Axel Hacke, Schriftsteller

es ging, er hatte die Kolumne noch nie gelesen. Da war mir klar, jetzt höre ich damit auf.

Wie geht's eigentlich Bosch, Ihrem sprechenden Kühlschrank?

Nun, er ist natürlich sehr, sehr alt. Und weil er ein Kühlschrank ist, bewegt er sich nicht und macht immer das Gleiche, er ist also eine sehr statische Person. Irgendwann wurde es ein bisschen langweilig, über ihn zu schreiben, und wenn mir langweilig wird, ist das ein schlechtes Zeichen. Trotzdem gibt es bis heute bei jeder Lesung Fragen nach ihm.

Mit seiner schwermütigen Art und seinen etwas ängstlichen Ansichten sprach er vielen Menschen aus der Seele ...

Während der Pandemie, als man nicht aus dem Haus gehen durfte, habe ich wieder einige Kolumnen über ihn geschrieben.



Rätselhaft – Meeresobjekte, teils unter Glas, bevölkern die Bürolandschaft



Heimat – im Münchner Glockenbachviertel fühlt sich Hacke zu Hause

Während des Lockdowns sind wir ja alle in seinen Zustand versetzt worden, wir durften auch nicht mehr raus. Da war es natürlich interessant, ihn zu seinen Erfahrungen zu befragen.

Sie schreiben über so viele unterschiedliche Sujets. Gibt es ein Oberthema Ihres Schaffens, eine Klammer, die alles zusammenhält?

Die Klammer bin ich. Das große Thema ist mein eigenes Leben, meine Sicht auf die Welt. Das neue Buch fängt mit der Frage an, warum ich selbst kein heiterer Mensch bin. So ist das bei allen meinen Büchern. In „Die Tage, die ich mit Gott verbrachte“ frage ich: Warum glaube ich nicht an Gott, habe aber trotzdem eine Vorstellung von ihm? Alles findet sich übrigens auch physisch in meinem Leben wieder. Die Geschichte mit Gott beginnt auf dem Alten Südlichen Friedhof gleich um die Ecke. Der „kleine König Dezember“ wohnt hier im Büro, hinter den Bücherregalen.

Auch die Kolumne „Das Beste aus aller Welt“ funktioniert nach diesem Prinzip?

Sicher. Sie handelt von nichts anderem als von meinem Verhältnis zur Welt. Da gibt es ein Thema, das mir in der Zeitung

oder sonst wo aufgefallen ist und an das ich dann ein paar Überlegungen knüpfe. Diese Kolumne funktioniert nur deshalb, weil es immer dieselbe Person ist, die auf die Welt schaut, die einen bestimmten Charakter hat, eine bestimmte Fantasie, eine bestimmte Reflexionsfähigkeit.

Das machen Sie nun seit mehr als 30 Jahren so. Ihre Leserinnen und Leser werden mit Ihnen alt.

Ja, obwohl natürlich schon noch neue dazukommen. Aber das ist sehr rührend. Nach der Pandemie kamen nach Lesungen immer die Leute zu mir und sagten: Wie schön, dass es Sie immer noch gibt. Dass Sie jede Woche schreiben. Einmal erzählte eine ganz junge Leserin, dass sie im Studentenwohnheim wohnt und an einem Tag durch die Wand gehört hat, wie ihre Nachbarin im Nebenzimmer weinte. Die hatte Corona und durfte das kleine Zimmer nicht verlassen. Da hat sich die junge Frau vor die Wohnung der Nachbarin gesetzt und ihr durch die geschlossene Zimmertür aus meinem Buch „Ein Bär namens Sonntag“ vorgelesen. Und dann hörte das Weinen auf.





Wann ging es eigentlich bei Ihnen los mit dem Schreiben? Sind Sie einer von denen, die schon mit 16 die Schülerzeitung vollgeschrieben haben?

Ganz genau. Die Schülerzeitung habe ich mit einem Mitschüler gemacht. Wir haben geschrieben, fotografiert, gestaltet, gedruckt und dann verteilt. Alles zu zweit. Die Texte waren überhaupt nicht lustig, sondern ernsthafter Journalismus, es ging um Bildungspolitik und den Flächennutzungsplan von Braunschweig, solche Dinge.

Und da haben Sie gemerkt: Schreiben, das ist es?

Ja, das habe ich damals gemerkt. Aber mir war nicht klar, was das beruflich bedeuten könnte. Ich bin oft zum Bahnhofskiosk geradelt und habe mir dort die Zeitungen angeschaut, am besten gefiel mir immer die Süddeutsche Zeitung. Und dann habe ich mir überlegt, wie ich es schaffen könnte, da zu arbeiten. Schließlich habe ich mich an der Journalistenschule in München beworben und wurde zum Glück aufgenommen.

Als junger Mann waren Sie Mitglied bei den Jungdemokraten, der Jugendorganisation der FDP ...

Stimmt, aber damals war das eine andere FDP als heute, ein theoretisch gut fundierter Linksliberalismus, Partei von

Werner Maihofer und Gerhart Baum. Und die Jungdemokraten waren in Teilen eher linksradikal. Wir haben von einer neuen Wirtschaftsform geträumt, etwas zwischen Sozialismus und Marktwirtschaft.

Wie muss man sich den jugendlichen Axel Hacke vorstellen? Lange Haare und Hippie look oder eher Popper?

Haare bis zur Hüfte, immer mit Parka. Die langen Haare waren ein Protest gegen meinen Vater. Er war Soldat im Zweiten Weltkrieg, dann Verwaltungsdirektor der Industrie- und Handelskammer. Mehr Bürgerlichkeit geht nicht. Er fand mein Aussehen natürlich schrecklich.

Im Buch „Wofür stehst du?“ beschreiben Sie Ihren Vater als einen vom Krieg traumatisierten Mann, der keine Gefühlswärme mehr entwickeln konnte.

Das kann man jungen Menschen heute kaum mehr vermitteln, dass das eine Generation von Vätern war, die nach dem Krieg beinahe verstummt ist, die nie ein offenes Gespräch führen konnte. Niemals hätte mein Vater einen Satz wie „Ich hab dich lieb“ über die Lippen gebracht, er hat mich auch nie in den Arm genommen oder sonst wie berührt. Da war immer eine gewisse Ferne. Wir haben als Kinder darunter gelitten. Ich habe erst später gemerkt, wie sehr ich ihn geliebt habe und wie schwer es für mich bis heute ist, dass das nie zum Ausdruck kam.



Manuskripte, Zeitschriften, Archivmaterial – wohin mit all dem Papier? Zu seinen Lesungen reist er mit gut gefüllter schwarzer Tasche.





Was gibt's Neues? – Tageszeitungen und Magazine kauft sich der Autor natürlich im Zeitschriftenladen um die Ecke

Welche Erinnerung verbinden Sie mit ihm?

Er hat im Krieg ein Auge verloren und trug deshalb ein Glasauge. Oft schlief er nachmittags im Sessel ein, aber das Lid über dem Glasauge konnte er nicht schließen, es war immer offen. Wenn ich ins Wohnzimmer kam und mein Vater schlief, schaute er mich trotzdem an, mit diesem toten Glasauge.

Spielt Familie in Ihrer Arbeit deshalb eine so große Rolle, weil Sie damit Ihre eigene Geschichte aufarbeiten?

Familie spielt in meinem Leben eine wichtige Rolle, weil ich es natürlich besser machen wollte. Ob mir das gelungen ist, müsste man meine Kinder fragen. Ein durchweg glückliches, heiteres Familienleben ist mir jedenfalls auch nicht gelungen, ich habe eine Scheidung erlebt, manches lief nicht so, wie man sich das immer erträumt.

Zurück zu Ihrem Werdegang. Sie haben sich nach dem Abitur bei der Bundeswehr verpflichtet. Warum das denn?

Ich fand das einfach richtig, dass wir unsere Demokratie verteidigen müssen. Das finde ich übrigens heute auch noch. Es hing wohl damit zusammen, dass wir nur wenige Kilometer von der damaligen Zonengrenze entfernt gewohnt haben, und ich fand es schon als Kind schrecklich, dass die Menschen dort eingesperrt waren. Leider wurde ich bei der Armee komplett felerwendet, ich wurde Panzerkommandant. Ich und Panzer, mich interessieren nicht mal Autos! Unterm Strich: Es war die schlimmste Zeit meines Lebens.

Als Journalist haben Sie dann zunächst als Sportreporter gearbeitet.

Zufall. Weil ich immer Hockey gespielt habe, bekam ich ein Praktikum in der Sportredaktion der SZ. Später, nach dem Studium, haben sie mir dann eine Stelle angeboten. Das war toll, ich bin viel herumgekommen, habe über den FC Bayern berichtet und war bei Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen. Später habe ich in der Politikredaktion gearbeitet.

Und wie kam es dann zur Entscheidung, die feste Redakteursstelle aufzugeben und freier Schriftsteller zu werden?

Das war ein langer Prozess. Ich habe damals die Kolumne „Der kleine Erziehungsberater“ geschrieben, die kam auch als Buch heraus und war sehr erfolgreich. Auch die nächsten Bücher wurden Bestseller. Trotzdem habe ich mich zunächst nicht getraut, zu kündigen, weil ich nicht wusste, ob ich mit den Honoraren eine Familie würde ernähren können. Es war ein innerer Konflikt, der immer schärfer wurde und schließlich zu einem Hörsturz geführt hat. Irgendwann hab ich's gemacht. Auch deshalb, weil mich meine Frau sehr darin bestärkt hat.



RIE & CAFÉ



GÖTTERSPEIS



Schnell einen Espresso – das Café GötterSpeise ist im Viertel weltberühmt. Hacke schaut regelmäßig vorbei.



BÜHNE I

EINGANG E



*Die Bühne ist angerichtet – vorbei die Zeiten,
als Hacke in kleinen Buchhandlungen auftrat.
Heute finden seine Lesungen in Theatern statt.*

Die größte Lockerheit habe ich, glaube ich, auf der Bühne. Und meine besten Momente, die größte innere Freiheit erlebe ich beim Schreiben.

Axel Hacke, Schriftsteller

Neben Ihren Büchern und der Kolumne im SZ-Magazin absolvieren Sie sehr viele Lesungen. Ist das ein Vergnügen oder eher eine Belastung?

Die Lesungen selbst sind ausgesprochen schön, die mache ich sehr gerne. Ich lese ja nicht mehr in Buchhandlungen, sondern in Theatern, und dort ist immer eine tolle Atmosphäre. Anstrengend ist das Außenrum. Vier Lesungen pro Woche, immer unterwegs, vor Mitternacht komme ich kaum ins Bett. Dann morgens um halb sieben wieder aufstehen, im Hotelzimmer schreiben, nach dem Mittagessen geht es in die nächste Stadt. Das ist schon eine Mühle. Ich versuche, es in Zukunft zu reduzieren.

Wer Sie ein bisschen kennt, weiß, dass Sie Ihr Leben – abgesehen von den Lesungen – seit Jahrzehnten immer an denselben Orten verbringen: zu Hause im Münchner Glockenbachviertel, auf einem Bauernhof in Tirol und in einem Ferienhaus auf Elba. Das Unbekannte reizt Sie nicht?

Ich bin ein sehr beständiger und anhänglicher Mensch. Seit 25 Jahren bin ich verheiratet, schreibe seit 30 Jahren Kolumnen für das gleiche Magazin, meinen Buchverlag habe ich nach 32 Jahren zum ersten Mal gewechselt. Ich hänge an Menschen und an Dingen, ich brauche Orientierung und Sicherheit. Je sicherer ich mich fühle, desto freier kann ich beim Schreiben sein.

Wie wichtig sind Ihnen Freundschaften?

Sehr wichtig. Zum Beispiel habe ich seit dem Abitur einen engen Freund und lege bis heute großen Wert darauf, ihn alle zwei Wochen einmal anzurufen. Und manchmal leide ich bei meinen Freunden ein bisschen darunter, dass immer ich derjenige bin, der anruft. Obwohl ihre Zuneigung zur mir sicher nicht geringer ist als meine zu ihnen. Aber unter Männern ist Kommunikation halt grundsätzlich schwieriger als unter Frauen. Die rufen sich im Alltag viel öfter an und reden, ich sehe das bei meiner Frau. Das macht es für sie einfacher, Freundschaften zu pflegen.

Vor einigen Monaten ist einer Ihrer besten Freunde gestorben, Ludger Schulze, der frühere Sportchef der Süddeutschen Zeitung. In Ihrer Trauerrede haben Sie von einem sehr ungewöhnlichen Freundschaftsdienst erzählt ...

Ludger war schwer lungenkrank und konnte deshalb das Haus nicht verlassen. Er wohnte allein in einer oberbayerischen Kleinstadt und war dort praktisch eingesperrt. Da haben sich seine Freunde zu einer WhatsApp-Gruppe zusammengeschlossen. Nach einem genauen Zeitplan wurde verabredet, wer Ludger wann besucht. Wer fährt hin? Wer ruft ihn an? Wer kümmert sich um dies und jenes? Manchmal sagte Ludger, dass er sich ein bisschen wundere, dass er in letzter Zeit so oft Besuch bekomme. Aber bis zu seinem Tod hat er nie davon erfahren, dass es diese Gruppe gab.

Sie wirken sehr kontrolliert. Flippen Sie nie aus?

Doch (*lacht*), beim Fußball. Die größte Lockerheit habe ich, glaube ich, auf der Bühne. Und meine besten Momente, die größte innere Freiheit erlebe ich beim Schreiben.

•



***Immer unterwegs** – Axel Hacke hält oft vier
Lesungen pro Woche, jeden Tag in einer anderen
Stadt, hier im Münchner Volkstheater*

Humor ist einfach
eine komische Art,
ernst zu sein.

Peter Ustinov



10 Dinge, die mir am Herzen liegen



Kaffeedose – in meinem Elternhaus in Braunschweig wohnte ein Vertreter für Idee-Kaffee zur Untermiete. Er bewahrte die Dosen in seinem Zimmer auf, im ganzen Haus duftete es deshalb immer nach Kaffee.



Simenon-Bücherstapel – Georges Simenon ist mein Lieblingsautor, keinen Schriftsteller verehere ich mehr. In den vergangenen Jahren sind viele seiner Bände im Kampa-Verlag neu übersetzt und aufgelegt worden. Für sein Werk „Der Mann, der den Zügen nachsah“ habe ich das Nachwort geschrieben.



Krone – der „kleine König Dezember“ in meinem Buch trägt sie. Dieses schöne Exemplar hat ein Goldschmied in meiner Straße gemacht.



Uhr – sie gehörte meinem Vater und stand auf unserem Wohnzimmerschrank. Jeden Tag stellte er sie zur Tagesschau auf exakt 20 Uhr. Bei mir zeigt sie immer, dass es 5 vor 12 ist.



Meisterbier – Eintracht Braunschweig ist mein Verein im Fußball, 1967 sensationell deutscher Meister. Zur Feier gab es dieses Bier, aber nicht für mich, ich war erst elf. Peter Kaack, damals Verteidiger, schenkte mir die Dose vor einigen Jahren nach einer Lesung aus meinem Buch „Fußballgefühle“.



Zebra – es stand lange im Schaufenster eines Teppichladens in der Nähe meines Büros. Immer wenn ich daran vorbeiging, dachte ich mir, dass ich es gerne hätte. Deshalb ärgerte ich mich, als es plötzlich weg war. Was ich nicht wusste: Meine Frau hatte es gekauft, ich bekam es dann zum Geburtstag.



Bosch – wir unterhalten uns seit 30 Jahren, er ist ein ängstlicher und immer etwas besorgter Typ, aber vielleicht deshalb ein guter Gesprächskamerad. Dieser Kühlschrank ist nicht ganz der echte, aber fast ...



Feuerwehrauto – als Kind hatte ich einen Freund, dessen Vater Feuerwehrhauptmann war. Wir spielten jeden Tag mit den Wiking-Autos. Dann verloren wir uns aus den Augen. 40 Jahre später stand er nach einer Lesung vor mir und stellte die zwei Autos hin, einfach so. Ich wusste sofort, wer er war, erkannt hätte ich ihn nie.



Buchstaben – meine Frau schenkte sie mir. Sie erinnern mich immer daran, dass ich unabhängig bin und tun kann, was ich will.



Loriot-Foto – die Szene fotografierte Regina Schmeken 2006 bei meinem Auftritt im Münchner Residenztheater aus Anlass der 500. Kolumne im SZ-Magazin. Loriot war der Überraschungsgast, er las zwei meiner Texte vor. Ich konnte vor Rührung selbst kaum noch lesen.



Axel Hacke ist einer der meistgelesenen Autoren Deutschlands, die meisten seiner Bücher sind Bestseller, seine Kolumne „Das Beste aus aller Welt“ gehört zur Lieblingslektüre der Leserinnen und Leser des SZ-Magazins.

1956 in Braunschweig geboren, wurde er nach Politikstudium und Journalistenschule zunächst Sportredakteur bei der Süddeutschen Zeitung, später politischer Kommentator sowie Autor des „Streiflichts“, einer bekannten Glosse der Zeitung.

Seit 2000 ist er freiberuflicher Schriftsteller und Kolumnist. In seinem ersten Buch „Nächte mit Bosch“ machte er sein Publikum mit einem sprechenden Kühlschranks als literarischer Figur vertraut. Seit 1990 schreibt er bis heute ununterbrochen jede Woche für das SZ-Magazin. Sein neuestes Buch heißt „Über die Heiterkeit in schwierigen Zeiten und die Frage, wie wichtig uns der Ernst des Lebens sein sollte“ und ist im DuMont Buchverlag erschienen.

Über
**Axel
Hacke**



Die Zukunft des Reisens

Das waren Zeiten: Schnell mal übers Wochenende für 9 Euro nach London oder Ibiza fliegen. Ein schlechtes Gewissen hatte deshalb niemand. Und heute? Fragt jeder nach der CO₂-Bilanz, Flugtickets sind fast unbezahlbar geworden. Und wir besinnen uns auf eine alte Tugend: Romantisches Reisen mit dem Nachtzug.

Goodbye Billigflieger

Für 9 Euro nach Mallorca, für 29 nach Hurghada. Mit solchen Versprechen traten 2002 die ersten Low-Cost-Airlines an, um das Urlaubsverhalten der Deutschen zu revolutionieren. Fliegen sollte so selbstverständlich werden wie Bahnfahren – und auch nicht mehr kosten. Das klang damals erst mal innovativ und fair. Und hat gut funktioniert.

Mit Abstand und mit Blick auf die Klimakrise betrachtet, ist klar, dass dieses Geschäftsmodell nicht nachhaltig sein konnte. Weder für die Mitarbeitenden noch für die Umwelt oder die Reiseziele. Und selbst die Reisenden kamen selten so billig weg wie erhofft, versteckten sich die wahren Kosten für das Ticket doch hinter Gebühren, Steuern und anderen Zuschlägen. Mal abgesehen vom zunehmend schlechten Gewissen gegenüber der Umwelt. So ganz geheuer waren einem die Billigpreise in Wahrheit nie – auch wenn man davon profitierte.

Mittlerweile müssen die Fluggesellschaften Endpreise ausweisen. Schon deswegen ist das Preisniveau gestiegen. Seit dem Ende der Coronakrise fehlen zudem Mitarbeitende. Denn Tickets zu Dumpingpreisen basieren meist auf schlechten Arbeitsbedingungen und auf Löhnen unter Branchenniveau. Dazu kommen die gestiegenen Energiepreise. Folglich haben die Billigflieger ihre Preise angehoben: Gab es One-Way-Tickets 2021 im Durchschnitt noch für zwischen 37 und 101 Euro, waren es im Herbst 2022 zwischen 68 und 119 Euro.

Dass die Preise jemals wieder sinken, ist unwahrscheinlich. Europas größter Billigflieger Ryanair freute sich schon im vergangenen Jahr über Gewinne. Und auch EasyJet rechnet damit, 2023 aus den roten Zahlen zu kommen. Für viele Urlauber heißt das: Wenn die Flugtickets teurer werden, fliegen sie halt weniger. Oder fahren wieder mit der Bahn.

• Text **Jessica Braun**

Hello Nachtzug

Vor dem Einschlafen noch ein Blick aus dem Fenster, die dunkle Landschaft segelt vorbei, das gleichmäßige Schnurren des Zuges beruhigt die Nerven nach einem langen Tag. Was für ein Luxus! Noch in den 1990er-Jahren war es völlig normal, per Nachtzug paneuropäisch zu reisen. Man stieg abends in München in den Zug nach Rom, kam dort frühmorgens an und hatte den ganzen Tag Zeit, Forum Romanum, Kolosseum und Vatikan (die Schlangen waren damals kürzer) zu erkunden.

Damals war der Nachtzug schon deshalb ein übliches Transportmittel, weil sich Normalsterbliche die teuren Flüge nicht leisten konnten. Erst die Billigflieger der Nullerjahre demokratisierten die Anreise per Flugzeug – der Schlafwagen hatte ausgedient. „Slow Travel“, das bewusst langsame Reisen ohne Hektik, war noch nicht erfunden. Die Deutsche Bahn rangierte ihre Nachtzüge aus.

Doch mit zunehmendem Umweltbewusstsein, mit Flugscham und stark gestiegenen Flugpreisen erleben die Nachtzüge heute eine Renaissance. Seit etwa drei Jahren führen europäische Bahnunternehmen viele Nachtzugverbindungen neu ein oder beleben sie wieder: von Hamburg und Berlin nach Stockholm zum Beispiel oder von Wien nach Paris. Der Alpen-Sylt-Express verkehrt seit 2020 ab Basel über Freiburg und Frankfurt am Main nach Sylt. Selbst der erst 2016 eingestellte Autoreisezug von Lörrach nach Hamburg wurde 2022 wieder ins Programm aufgenommen.

Nachtzüge haben neben ihrer Klimafreundlichkeit noch viele andere praktische Vorzüge: Es genügt, wenige Minuten vor Abfahrt am Bahnhof zu sein. Es gibt keine nervigen Securitychecks. Wer die Verbindung geschickt wählt, spart sich eine oder zwei Hotelübernachtungen. Gepäck mitnehmen kann man, so viel man will, und der Hauptbahnhof liegt – anders als der Flughafen – mitten in der Stadt. Also genau da, wo man hinmöchte.

• Text **Geraldine Friedrich**

Ich schau dir in die Augen, Großer!

Fotos Mireille Ockenfels

Zwei Düsseldorferinnen haben sich zum Projekt „ArtforWild“ zusammengetan, um Afrikas Tierwelt zu schützen – mit außergewöhnlichen Fotografien und den Geschichten dahinter.

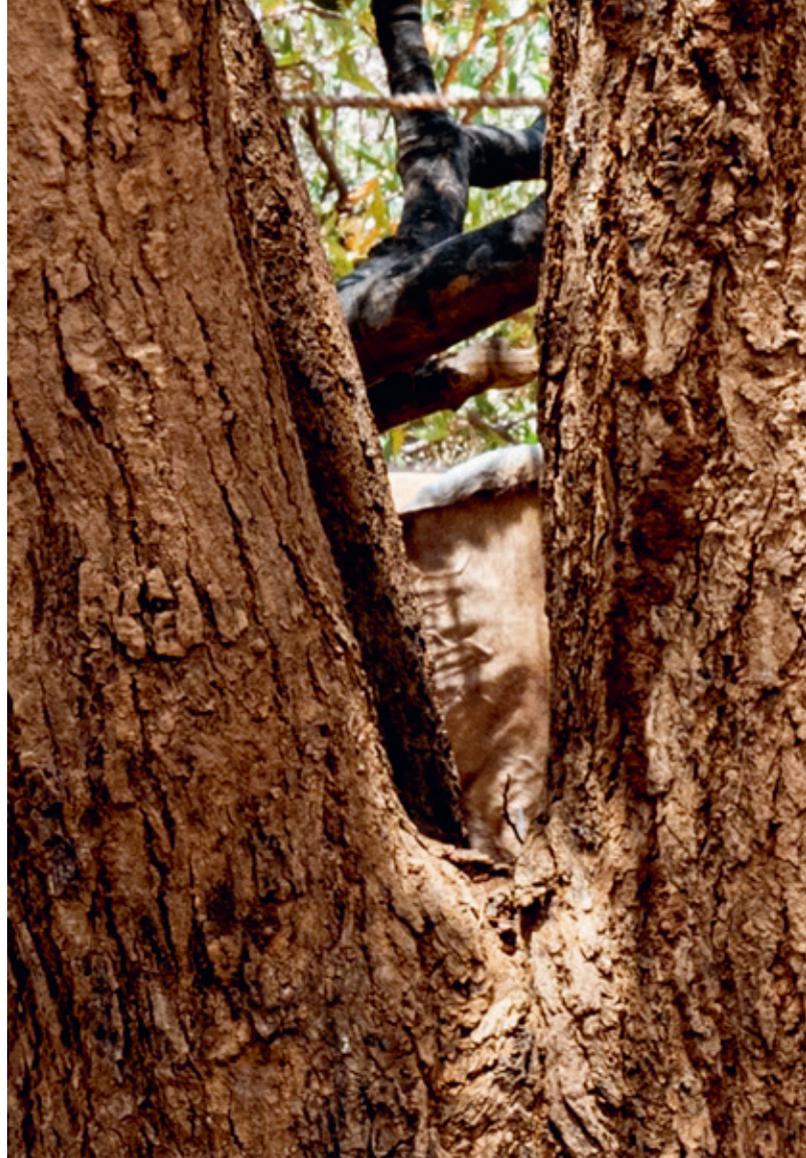


Magie der Wildnis –
Fotografin Mireille Ockenfels nähert
sich den Elefanten respektvoll.
Umso eindringlicher sind ihre Bilder

Rund 100 Elefanten werden Schätzungen zufolge jeden Tag in Afrika getötet. Die Täter sind meist Wilderer auf der Suche nach Elfenbein oder Fleisch. Ein zusätzliches Problem: Häufig bleiben verwaiste Elefantenkinder zurück, die ohne die Milch der Mutter und den Schutz der Herde kaum überlebensfähig sind. In Elefantenschutzgebieten wie dem Reteti Elephant Sanctuary in Kenia werden die Elefantenkälber gefüttert und lernen das Leben unter ihresgleichen. Später entlassen die Tierschützer sie wieder in die Freiheit.

„Ich erinnere mich noch gut an ein zweijähriges Elefantenkalb, das gerettet wurde, weil es allein herumgelaufen war“, sagt Mireille Ockenfels. „Seine Augen waren vor Furcht weit aufgerissen. Aber schon nach ein paar Tagen war es in die Gruppe integriert und die Angst war verschwunden.“ Die Düsseldorfer Malerin und Fotografin besuchte im Februar 2023 das Schutzgebiet von Reteti – mit dem Plan, das Projekt dort nachhaltig zu unterstützen. Die Idee: Durch einzigartige Kunstwerke sowohl Bewusstsein für die Situation vor Ort zu schaffen als auch Geld einzusammeln, um die Arbeit der Tierschützerinnen und Tierschützer zu finanzieren. Zu diesem Zweck hatte sich Mireille Ockenfels Anfang 2022 mit der Social-Media-Beraterin Nicole Freitag zusammengetan und ArtforWild ins Leben gerufen. Die beiden Düsseldorferinnen kennen sich seit acht Jahren und ergänzen sich gut: „Mireille ist die perfektionistische Künstlerin, die am kleinsten Detail stundenlang tüfteln kann“, sagt Freitag mit einem Lachen. „Ich bin die Pragmatikerin, die dafür sorgt, dass Dinge fertig werden und wir den jeweils nächsten Schritt gehen können.“

Nächste Schritte gibt es derzeit noch viele. Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit ging es erst einmal darum, afrikanische Sanctuaries zu finden, die Ockenfels aufnehmen und ihr ermöglichen würden, ihre Fotos zu machen. „Ich nähere mich den Tieren dabei sehr respektvoll“, sagt die 56-Jährige. „Mir geht es nicht darum, sie zu streicheln, auch wenn das manchmal sehr verlockend ist.



Jungtiere – im Schutzgebiet von Reteti in Kenia leben derzeit sechs Giraffenwaisen und 43 Elefantenwaisen

Mein Ziel ist es, die Magie dieser Lebewesen bestmöglich in einem Foto einzufangen.“ Neben der Fotoarbeit im Reteti-Schutzgebiet sind auch Aufnahmen im Ol Pejeta Conservancy in Nordkenia geplant, wo die wohl letzten beiden Nördlichen Breitmaulnashörner der Welt leben. Auch in Somaliland und Botswana gibt es Schutzgebiete, die an einer Zusammenarbeit mit ArtforWild interessiert sind.

Unikate aus der Savanne

Doch wenn die Fotos geschossen sind, geht die Arbeit des ArtforWild-Duos eigentlich erst los: Mireille Ockenfels veredelt die Fotoaufnahmen beispielsweise durch ein hochwertiges Platin-Abzugsverfahren, bei dem durch Platinsalze besonders ausdrucksstarke und sehr haltbare Bilder entstehen. Möglich ist auch eine zusätzliche künstlerische Bearbeitung, zum Beispiel durch den Handabdruck einer Wildhüterin oder eines Stammesmitglieds.



Jedes Motiv soll es zudem nur ein einziges Mal geben. Denn Nicole Freitags Aufgabe ist es, Unternehmen und private Förderinnen und Förderer zu finden, die in diese Kunstwerke investieren und somit die Arbeit in den afrikanischen Schutzgebieten finanzieren. „Es ist mehr als nur eine Fotografie, denn zu jedem Bild gehört auch die Geschichte des jeweiligen Tieres, die Mireille minutiös dokumentiert“, sagt Nicole Freitag.

„Gleichzeitig ist es aber auch mehr als eine gewöhnliche Tierpatenschaft, wie sie andere Organisationen anbieten.“ Da es sich bei den Schutzgebieten, mit denen ArtforWild zusammenarbeiten will, um für Touristen buchbare Destinationen handelt, sei es zudem möglich, das jeweilige Tier, dessen Foto man erworben habe, auch zu besuchen, so Freitag.

ArtforWild



Mireille Ockenfels

Fotografin und Künstlerin



Nicole Freitag

Marketing-Managerin



*Rüsselfreunde – gleich geht's
ins Schlammbad, ein Ritual im
Elephant Sanctuary*



Augenblick – die langen
Wimpern schützen vor Staub



Fläschchen geben – die kleinen Elefanten im Schutzgebiet bekommen alle drei Stunden eine Portion Ziegenmilch. Das mittägliche Schlammbad sorgt für Hautschutz und macht Spaß.

Bei 5.000 US-Dollar beginnen die Preise für die Fotografien. Je nach Format und zusätzlicher künstlerischer Bearbeitung können sie jedoch auch höher liegen. Die Hälfte der Einnahmen geht an das jeweilige Schutzgebiet, wo die Fotos entstanden sind. Mit der anderen Hälfte finanziert ArtforWild die eigenen Kosten, von Ockenfels' Reisen bis zu den Materialkosten für die hochwertigen Abzüge. Zudem erhalten die Schutzgebiete jeweils zwei Kunstwerke kostenlos von ArtforWild, die sie selbst zu Fundraisingzwecken versteigern können.

Von einer Gepardin zurück ins Leben geholt

Für Mireille Ockenfels war das Fotografieren von Wildtieren ein Weg aus einer langjährigen Depression. „Ich war nicht mehr im Leben“, erinnert sie sich. Nachdem sie im Fernsehen eine Dokumentation über das Tierschutzgebiet „N/a'an ku sê“ in Namibia gesehen hatte, brauchte sie noch zwei Jahre, bis sie sich mental in der Lage sah, dorthin zu reisen.

„Doch als ich dort war, begegnete ich jeden Morgen, wenn ich aus meinem Zimmer kam, einer sehr alten Gepardin namens Samira.“ Das Tier war von einer reichen namibischen Familie als Haustier gehalten worden und hatte aufgrund von Mangelernährung sämtliche Zähne verloren, bevor es gerettet worden war. Nun erwies sich diese altersschwache Gepardin als die Rettung für Mireille Ockenfels: „Der Blick in Samiras Augen hatte mir neuen Lebensmut gegeben und ich suchte nach Wegen, wie ich mich nützlich machen und etwas zurückgeben könnte“, erinnert sie sich. „Also malte ich Samira und druckte die Bilder auf T-Shirts. Die Touristen und die freiwilligen Helfer kauften sich die T-Shirts als Andenken an ihren Aufenthalt und die Erlöse kamen dem Reservat zugute.“ Die Grundidee für ArtforWild – wenn noch in kleinerem Maßstab – war geboren.

Während Mireille Ockenfels für die künstlerische Seite des Projekts zuständig ist, weiß ihre Mitstreiterin Nicole Freitag, wie man heutzutage Aufmerksamkeit

erzeugt und Gleichgesinnte findet – natürlich über das Internet. Nach etwa 20 Jahren in der Finanzbranche machte sich Freitag 2018 mit einer Agentur für Social-Media-Kommunikation selbstständig. Unter dem Namen „Little Birds Media“ berät Freitag Firmenkunden für den perfekten Auftritt bei der Business-Plattform LinkedIn ebenso wie in Sachen Employer-Branding oder Suchmaschinenoptimierung. „Als Mireille mir von ihrem Vorhaben erzählte, mit Fotokunst nicht nur Geschichten zu erzählen, sondern Geld für Wildtierschutz in Afrika einzuwerben, fand ich das eine großartige Idee“, erinnert sich Freitag.



Tierschützer – die Mitarbeiter des Elephant Sanctuary kümmern sich um Jungtiere, die ohne den Schutz der Herde nicht überleben würden

„Und uns beiden war schnell klar, wie ich sie am besten unterstützen kann, nämlich indem ich das Netz und mein Netzwerk dafür nutze, einerseits Kooperationspartner in Afrika zu finden. Und andererseits Firmen und Privatpersonen in Deutschland, die ihren Teil zum Tierschutz und zur Artenvielfalt beitragen wollen.“

Als nächstes Fotos unter Wasser?

Nicole Freitag selbst hat Australien bislang deutlich intensiver bereist als Afrika und ist statt auf Safari in der Savanne lieber auf Tauchgängen unter Wasser unterwegs. Doch auch dort sind die Tierwelt und die Artenvielfalt gefährdet. „Ich habe vor über 30 Jahren das Tauchen auf den Malediven erlernt“, sagt die 51-Jährige. Damals seien die Riffe im Gegensatz zu heute noch in einem sehr guten Zustand gewesen. „Und da frage ich mich, was ich tun kann, damit meine Kinder und deren Kinder unsere faszinierende Tierwelt noch so erleben können, wie ich es durfte? Wie kann ich helfen, diese Wunder der Natur zu bewahren?“ Sollte sich das Prinzip von ArtforWild bewähren, wäre theoretisch auch eine Ausweitung des Projekts auf die Unterwasserwelt denkbar. „An Land habe ich schon Fotos von Schildkröten gemacht“, sagt Mireille Ockenfels. „Unterwasserfotografie wäre aber noch mal eine ganz neue Herausforderung.“ Außerdem müssen sich erst einmal genügend Interessenten für die Bilder von Elefanten, Nashörnern und Nilpferden finden.

Ockenfels und Freitag selbst haben übrigens zwei Elefantenbabys adoptiert, die gerade im Reteti-Schutzgebiet großgezogen und auf die Auswilderung vorbereitet werden. Lomunyak und Long'uro, so die Namen der beiden, hätten sich in kurzer Zeit zu besten Freunden entwickelt und seien geradezu unzertrennlich.



Anpacken – die Unternehmensberaterin Juliane Kronen gab ihren Job auf, um innatura zu gründen. Seitdem hat sie Waren im Wert von 50 Millionen Euro gerettet.

Spenden statt vernichten

Turnschuhe landen im Schredder, Buntstifte in der Müllverbrennungsanlage: Deutsche Firmen vernichten nagelneue Waren in aberwitzigen Mengen – weil sie diese nicht verkaufen können. Vor zehn Jahren gründete Dr. Juliane Kronen das Kölner Sozialunternehmen innatura, um solche Produkte zu retten und weiterzugeben. 300 Sattelschlepper voller Waren haben seitdem neue Besitzer gefunden.

Eine Lagerhalle im Kölner Stadtteil Gremberghoven. Kartons in verschiedenen Größen stehen auf hölzernen Paletten oder lagern in den Regalen dahinter. Im Hintergrund surrt ein Gabelstapler. Was überrascht, ist der Geruch: ein sauberer Duft nach gestärkten Hemden und frisch gewaschenen Haaren. „Bei uns riecht es immer gut“, bestätigt Ralf Schröpfer, verantwortlich für Lager und Logistik, fröhlich. „Das ist einer der Vorteile, wenn man hier arbeitet.“ Ein anderer Vorteil ist das Gefühl, etwas Gutes zu tun. Denn die Waren, die hier in Kartons lagern, sind Spenden: Waschmittel oder Shampoo, aber auch Puppen oder kabellose Computermäuse. Alles fabrikneu. Oft von beliebten Marken. Mehr als 1.500 Produkte hat innatura im Sortiment. In der Lagerhalle warten sie darauf, abgeholt oder versandt zu werden.

Für soziale Einrichtungen in Deutschland ist innatura eine Art günstiges Amazon. Im Onlineshop des gemeinnützigen Unternehmens finden Frauenhäuser oder Obdachlosenunterkünfte, was sie für ihre Arbeit brauchen: eine neue Fritteuse,

einen Karton Windeln oder Mottenschutzsäckchen. Die Kosten: eine Vermittlungsgebühr, in der Regel fünf bis 20 Prozent des Marktwerts der bestellten Produkte, sowie der Versand. Möglich macht das Juliane Kronen. 2011 gründete die Unternehmensberaterin innatura, um den in Firmen anfallenden Warenüberschuss unkompliziert an Hilfseinrichtungen umzuverteilen. Denn sonst landet dieser im Schredder oder in der Müllverbrennungsanlage.

Mit Shampooflaschen ging es los

„In Deutschland werden jedes Jahr Waren im Wert von sieben Milliarden Euro vernichtet“, sagt Kronen. Das hat sie für die deutsche Konsumgüterindustrie ausgerechnet, als sie noch bei der Boston Consulting Group (BCG) arbeitete. Seitdem wird diese Zahl oft zitiert, um damit unsere Wegwerfgesellschaft zu charakterisieren. Der Wert sei noch konservativ gerechnet, sagt Kronen.





Auspacken – die Firma Tchibo
hat Geschirr gespendet



*Einpacken – im Lagerhaus von innatura
im Kölner Stadtteil Gremberghoven warten
Waren darauf, gekauft zu werden*

2010 war es, als sich ein ehemaliger Kollege bei ihr meldete. Ein Kosmetikhersteller habe 200.000 Flaschen Shampoo übrig. Unverkäuflich, weil falsch etikettiert. Ob sie jemanden kenne, der die Ware brauche und sofort abholen könne? Die geschäftsführende Beraterin hatte schon in verschiedenen Sozialprojekten mitgearbeitet. Doch keine der Organisationen, die sie kontaktierte, konnte so viel Shampoo auf einmal übernehmen. Es landete auf dem Müll. Für Kronen der Anstoß, über das Umverteilen nachzudenken. Ihre Position als Partnerin bei BCG zu kündigen sei ihr dennoch nicht leicht gefallen. „Ich werde oft gefragt, wann ich denn beschlossen hätte, etwas Sinnvolles mit meinem Leben zu machen. Aber so war es nicht“, sagt sie. „Ich konnte einfach nicht mehr wegsehen.“

Sie entwickelte ein Lösungsmodell: innatura, das erste Unternehmen dieser Art in Deutschland. Die Finanzierung indes: schwierig. Banken geben Geld am liebsten für Geschäfte, die sie verstehen und die sie schon häufig finanziert haben. Und Wagniskapital ist im sozialen Sektor noch immer eher die Ausnahme als die Regel. In der britischen NGO „In Kind Direct“ fand Juliane Kronen einen starken Partner und adeligen Schirmherrn:

Die vom damaligen Prinzen Charles gegründete Organisation vermittelt bereits seit 1996 erfolgreich Sachspenden weiter. Mit BonVenture kam ein Sozialinvestor dazu, den Kronen mittlerweile ausbezahlt hat. Eine weitere wichtige Unterstützerin: die Bethmann Bank. „Diese ist eigentlich von Anfang an involviert. In den ersten drei Jahren hat sie uns finanzielle Starthilfe gegeben.“

Die meisten Waren stammen aus Überproduktion

In der Lagerhalle sortieren zwei Mitarbeiterinnen gerade den Inhalt von 80 Kisten Spielsachen, die Amazon gespendet hat. Anziehpuppen, deren Kätzchenhandtasche bei den Kindern nicht so angekommen ist, wie vom Hersteller erwartet. Oder Puzzle, die Musik machen – was Eltern vermutlich eher vom Kauf abhielt. Kronen zieht eine Plüschschildkröte in Fußballgröße aus einem der Kartons: „Die ist ja niedlich!“ Handelt es sich um Retouren? Nein, sagt Kronen. Diese landen zwar auch manchmal bei innatura. „Sie machen aber nur einen Bruchteil dessen aus, was hierzulande an Waren vernichtet wird.“ Von den Waren, die im Lager in Köln ankommen, stammen neunzig Prozent aus Überproduktion.



Umpacken – lose Ware wie diese Stifte mit Fehl Druck bündeln die Mitarbeitenden für den Verkauf



Mitmachen – vielleicht freut sich schon bald jemand über ein paar neue Trainingsschuhe

Eine Folge unseres Konsumverhaltens: „Wir wollen jeden Tag überall eine Auswahl von allem haben. Das bedeutet aber auch, dass zu viel produziert wird.“ Dazu kommen Saisonartikel – „auch Tupperdosen haben Saisonfarben“ –, übrig gebliebene Giveaways aus Marketingaktionen oder Waren mit defekter Umverpackung. Wird die Folierung einer Palette beim Verladen beschädigt, ist es für das Unternehmen in der Regel zu aufwendig, die Palette auszuwickeln und nachzusehen, was vielleicht noch brauchbar ist.

Seit der Betrieb 2013 mit einer Windellieferung begann, hat innatura laut Juliane Kronen Waren im Wert von 50 Millionen Euro weitergegeben. Rund 6.500 Abnehmer sind derzeit bei ihr gelistet. „Wir könnten zehnmal so viel verteilen“, sagt sie. Für die Unternehmen ist es jedoch in den meisten Fällen kostengünstiger, ihre Produkte wegzuworfen. Wollen sie diese spenden, müssen sie darauf Umsatzsteuer zahlen. „Zwei Drittel der Unternehmen, die bei mir anrufen, sagen am Ende: Das ist uns zu teuer und wegen der Buchhaltung zu unsicher. Wir schmeißen doch lieber alles weg.“ Seit sie innatura gegründet hat, arbeitet Juliane Kronen deswegen auch daran, politisch etwas zu verändern. „Das EU-Parlament hat empfohlen, auf gesellschaftlich wünschenswerte Transaktionen einen Umsatzsteuersatz von null Prozent einzuführen.“ Italien, Frankreich und Belgien praktizieren dies bereits. Kronen gäbe sich mit weniger zufrieden: „Ich wäre schon froh, wenn das Spenden von Waren insoweit gleichbehandelt würde, dass es für die Unternehmen eine echte betriebswirtschaftliche Alternative darstellt.“

Geht es um Mode? Eher um Würde

Trotz dieser Hindernisse hat sich innatura in den zehn Jahren des Bestehens deutlich vergrößert. Während der Lockdowns blieben viele Unternehmen auf ihren Produkten sitzen. „In dieser Zeit sind wir um 40 Prozent gewachsen“, sagt die Gründerin. Mit dem Krieg in der Ukraine stiegen die Lebenshaltungskosten. Viele Deutsche hielten sich beim Konsumieren zurück.

Gleichzeitig stieg der Bedarf der Hilfsorganisationen. Rund 200 Spenderunternehmen arbeiten mittlerweile mit innatura zusammen. „Wir sind nach zehn Jahren trotzdem immer noch ein Start-up“, sagt Kronen. Der deutsche Staat unterstütze soziale Innovationen nicht im gleichen Maße wie technologische. Das sei schade: „Die Idee eines Sozialunternehmens ist ja, sich um gesellschaftliche Themen zu kümmern, die der Staat nicht allein in den Griff bekommt.“ Da innatura eine gemeinnützige GmbH ist, darf die Firma die Waren, die in Köln-Gremberghoven lagern, nicht als Bestand geltend machen. Bei der Creditreform gilt innatura deshalb als defizitäres E-Commerce-Unternehmen: nicht kreditwürdig. Will Kronen einen neuen Gabelstapler kaufen, muss sie in Vorkasse gehen.

Im Eingangsbereich verladen zwei Männer Kartons in einen Sprinter. Sie sind vom Verein „Immersatt Kinder- und Jugendtisch“. Die Duisburger Organisation versorgt unter anderem in vereinseigenen Einrichtungen Kinder und Jugendliche aus sozial benachteiligtem Umfeld mit Essen, betreut sie bei den Hausaufgaben, macht mit ihnen Sport oder Musik. „Wir betreuen täglich 40 Kinder, manchmal mehr“, sagt Okeke Okechukwu. „Einmal die Woche kaufen wir dafür bei innatura ein. Das spart uns Geld, das wir für andere Dinge verwenden können.“ Einen gemeinsamen Ausflug zum Beispiel.

Kronen ist vor einem Stapel Kartons stehen geblieben, die mit dem Schriftzug „Vans“ bedruckt sind. Darin sind Sneaker in Regenbogenfarben oder mit glitzernden Streifen. Vor allem aber sind sie nagelneu. Es wird nicht lange dauern, bis eine Hilfsorganisation sie kauft und an die von ihr betreuten Jugendlichen weitergibt. An Jugendliche, die es gewohnt sind, gebrauchte Sachen aufzutragen, weil in der Familie kein Geld für neue da ist. Schon gar nicht für Markenturnschuhe. Für solche junge Menschen kann es eine Form von Teilhabe sein, mal dieselben Sneaker zu tragen wie die anderen in der Schule, findet Juliane Kronen. „Da geht es dann ein bisschen um Mode, aber sehr viel mehr um Würde.“

• Text Jessica Braun

Vertrauen ist gut, Kontrolle besser?



Acht-Stunden-Job, Stempelkarte, Rapport beim Chef – diese Zeiten sind in vielen Büros vorbei. Mit dem Umstieg aufs Homeoffice mussten Vorgesetzte lernen, ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu vertrauen. Funktioniert das im Berufsalltag?



Mir persönlich ist es grundsätzlich egal, wer wann wo wie viel arbeitet.

Rainer Stoll (59) ist Gründer und Gesellschafter der Reiseveranstalter *travel-to-nature* und *birdingtours* in Heitersheim. Er setzt bei seinen Mitarbeitern schon seit 2019 auf Vertrauensarbeitszeit.

Bis 2019 saßen wir mit rund 20 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in unserem Büro im südbadischen Heitersheim. Schon ein halbes Jahr vor dem Lockdown 2020 hatten wir unsere Arbeitsplätze auf Homeoffice umgestellt und waren damit eher unabsichtlich auf die Coronapandemie gut vorbereitet. Heißt konkret: Die Angestellten bekommen Büroausstattung, Laptop und Telefon von der Firma gestellt und können sich per VPN-Tunnel einwählen. Mit den Remote-Arbeitsplätzen haben wir auch die Vertrauensarbeitszeit eingeführt.

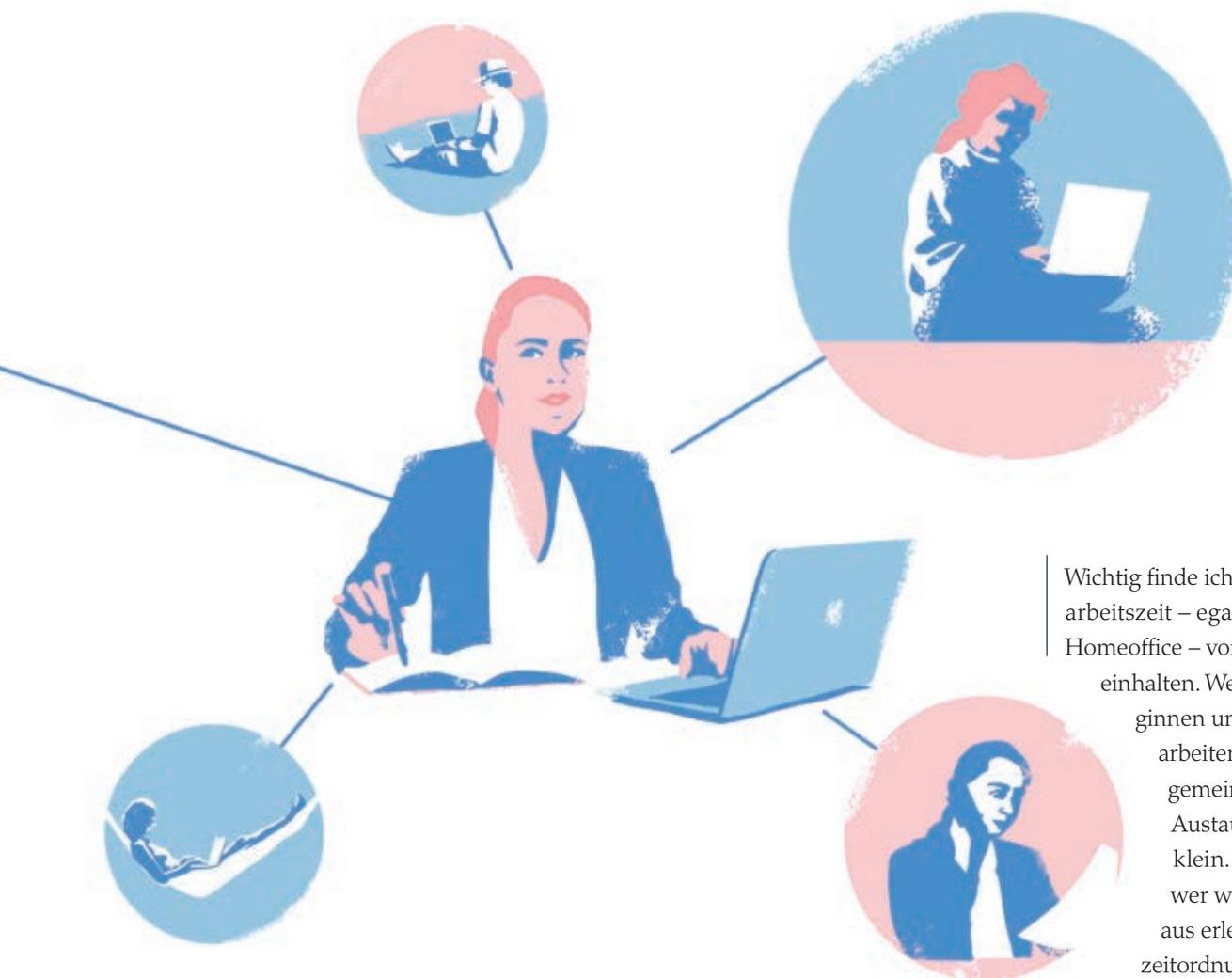
Offiziell beträgt die Wochenarbeitszeit zwar 37,5 Stunden, doch mir persönlich ist es grundsätzlich egal, wer wann wo wie viel arbeitet. Ich habe nur eine Bedingung: Das Kundentelefon muss von Montag bis Freitag von 9 bis 17 Uhr besetzt sein. Wie die Kolleginnen und Kollegen das genau untereinander organisieren, überlasse ich ihnen. Der eine hat vielleicht einen Arzttermin, die andere muss etwas auf einem Amt erledigen. Ich habe dafür volles Verständnis. Da ich neuerdings als Arbeitgeber dazu verpflichtet bin, die Arbeitszeiten aufzuzeichnen, trägt sich jeder in eine Excel-liste mit seinen Stunden ein. Ich habe

mir diese Listen noch nie angeschaut, da ich absolut kein Kontrollfreak bin, ganz im Gegenteil. Natürlich muss dann aber auch jeder eigenverantwortlich darauf achten, dass er oder sie nicht zu viele Stunden arbeitet.

Viel wichtiger als die Einhaltung der Arbeitszeit ist mir, dass meine Angestellten die anstehenden Aufgaben gut erledigen. Dafür setzen wir ein spezielles Managementsystem namens OKR (Objectives and Key Results) ein. Gemeinsam mit unseren Mitarbeitenden entwickeln wir Zielvorgaben, die sie innerhalb einer definierten Zeitperiode erreichen müssen. Voraussetzung hierfür ist, dass die Ziele messbar sind. Das können Umsätze für bestimmte Destinationen wie Mittelamerika oder das südliche Afrika sein oder die Anzahl von Angeboten, die an potenzielle Kundinnen oder Kunden gehen. Wir definieren auch idealistische Ziele, beispielsweise, dass ein Mitarbeiter mit einem Schutzprojekt fünf Tierarten vor dem Aussterben bewahrt hat. Wenn es Probleme mit dem Erreichen der Ziele gibt, reden wir gemeinsam darüber, woran es hängt und wie man das ändern kann.

Einen Nachteil sehe ich aber bei der Kombination von Remote Work und Vertrauensarbeitszeit: Gerade bei komplexeren Projekten fehlt der enge Austausch von Erfahrungen und Tipps zwischen den Ansprechpartnern, man kann sich nicht so die Bälle zuwerfen. Daher treffen wir uns alle drei Monate persönlich, um drei oder vier Tage am Stück gemeinsam an einem Ort zu arbeiten.

•



Wichtig finde ich, dass alle die Kernarbeitszeit – egal ob im Büro oder im Homeoffice – von 9.30 bis 12.30 Uhr einhalten. Weil viele meiner Kolleginnen und Kollegen Teilzeit arbeiten, ist das Zeitfenster für gemeinsames Arbeiten und Austauschen eh schon sehr klein. Ansonsten ist es egal, wer was wann und von wo aus erledigt. Unsere Arbeitszeitordnung sieht vor, dass alle ihre Arbeit zwischen 7 und 19 Uhr

erledigen. In Einzelfällen kann man auch außerhalb dieses Zeitfensters arbeiten. Gerade bei Eltern beobachte ich, dass sie sehr gerne von morgens 8 Uhr bis 14 Uhr durcharbeiten, danach bis 18 oder 19 Uhr Zeit mit ihren Kindern verbringen und sich abends noch mal zwei bis drei Stunden hinsetzen. Das finde ich völlig in Ordnung.

Schwierig ist es, wenn innerhalb eines Teams gar keine Überschneidungen mehr bei der Arbeitszeit existieren. Wenn jeder seinen eigenen Rhythmus durchzieht, leidet auch die Kommunikation. Und genau das wäre für uns als Kommunikationsabteilung, die sich oft eng abstimmen muss, eher kontraproduktiv.

Generell finde ich es aber sehr gut, dass wir die klassische Nine-to-five-Schablone abgeschafft haben und die Mitarbeitenden entsprechend ihren Präferenzen arbeiten können. Der eine ist ein Morgenmensch, die andere hat ihre Kreativphase eher am Abend. Gut umgesetzt, bietet Vertrauensarbeitszeit nicht nur mehr Lebensqualität, sondern bringt auch spürbar bessere Arbeitsergebnisse.

• Text **Geraldine Friedrich**



Wenn jeder seinen eigenen Rhythmus durchzieht, leidet die Kommunikation.

Hanne May (57) arbeitet als Leiterin Kommunikation bei der Deutschen Energie-Agentur (dena) in Berlin. Dort ist sie für 45 Mitarbeitende verantwortlich.

Bis zum Frühjahr 2020 galt bei uns klassisch Anwesenheitspflicht, mobiles Arbeiten war die Ausnahme. Das heißt, jeder kam morgens ins Büro, stempelte am Eingang seine Ankunftszeit ab und stempelte natürlich erneut, wenn er seinen Arbeitsplatz verließ. In der Pandemie haben wir dann die Arbeitszeitordnung samt Anwesenheitspflicht quasi außer Kraft gesetzt, da alle zu Hause arbeiten mussten und viele Kolleginnen und Kollegen flexible Arbeitszeiten benötigten, um ihre Kinder zu betreuen.

Seitdem profitieren wir alle von sehr flexiblen Arbeitszeiten und Arbeitsorten, allerdings mit ein paar Leitplanken. Bis zu drei Tage Homeoffice pro Woche sind möglich, mindestens zwei Tage pro Woche arbeiten wir in Präsenz im Büro. Es ist egal, ob es immer dieselben Tage sind oder die Wochentage wechseln. Ich persönlich bevorzuge die Präsenzarbeit im Büro, da kann ich Beruf und Privates besser trennen. Wenn ich allerdings sehr frühe Meetings um acht Uhr habe, mache ich die oft vom heimischen Laptop aus. Ich genieße es in solchen Fällen, trotzdem in Ruhe frühstücken und Zeitung lesen zu können, und radle dann eben erst nachmittags ins Büro.

Investieren wie die Profis

Private Equity eignet sich auch für Privatanleger als Beimischung ins Portfolio

Es ist ein Segment, in dem große Investoren wie Staatsfonds, Stiftungen oder Pensionsfonds oftmals hohe Renditen erzielen: die Private Markets, zu denen auch Private Equity zählt. Kaum eine Anlageklasse ist in den vergangenen Jahren so rasant gewachsen wie Private Equity; der europäische Private-Equity-Sektor erlebte vor der Zinswende des vergangenen Jahres einen regelrechten Boom. Ein Grund dafür war die jahrelange Niedrigzinspolitik der Notenbanken. Die Anleger suchten – angesichts von Negativrenditen bei Anleihen und von möglichen Rückschlägen an den Aktienbörsen – nach Alternativen.

Doch was genau ist eigentlich Private Equity und welche Vorteile bietet es im Vergleich zu anderen Anlagemöglichkeiten?

Bei Private Equity investiert der Anleger typischerweise über Beteiligungsfonds in das Eigenkapital von Unternehmen, die nicht an einer Börse gelistet sind. Die teils milliardenschweren Beteiligungsfonds kaufen ausgewählte Unternehmen oder gehen maßgebliche Beteiligungen ein. Ziel einer Private-Equity-Gesellschaft ist es, den Wert der erworbenen Unternehmen durch den Einsatz von Kapital und Know-how zu steigern, um das Unternehmen mit möglichst hohem Gewinn weiterzuverkaufen oder an die Börse zu

bringen. Zu den Wertsteigerungsmaßnahmen zählen beispielsweise die Anpassung der Unternehmensstrategie durch eine stärkere Internationalisierung oder Digitalisierung des Geschäfts oder durch die Verbesserung betrieblicher Abläufe und das Wachstum mittels M&A. Für die Umsetzung braucht es Zeit; üblich sind daher Fondslaufzeiten von zehn Jahren plus gegebenenfalls mehrere Verlängerungsoptionen.

Dem überdurchschnittlichen Wachstum von Private Equity hat die Kombination aus hoher Inflation, steigenden Zinsen und einer insgesamt angespannten wirtschaftlichen Lage vorerst etwas an Dynamik genommen. Dennoch hat sich die Branche auch im Jahr 2022 gut entwickelt. Private Equity bleibt eine attraktive alternative Kapitalanlage, die mit einem langen Anlagehorizont einen wertvollen Beitrag dazu leisten kann, das Rendite-Risiko-Profil des Portfolios zu optimieren.

Die außerbörslichen Kapitalbeteiligungen haben gerade in konjunkturell unsicheren Zeiten einen großen Vorteil: „Im Gegensatz zum Aktienmarkt weist Private Equity eine wesentlich geringere Volatilität auf“, erläutert Alexander Herbert, Head of Private Equity bei der Bethmann Bank. „Kursschwankungen resultieren nicht aus der Börsenpsychologie oder aktuellen Nachrichtenlagen, die quartalsweise

Bewertung stellt auf die langfristigen Perspektiven der Portfoliounternehmen ab. Wertschwankungen sind damit weniger stark ausgeprägt. Bewertungsänderungen sind in der Regel darauf zurückzuführen, dass sich die Geschäftsentwicklung oder die Aussichten der Unternehmen verändert haben“, so der Experte.

Aber: Die Einstiegssummen für eine Private-Equity-Investition liegen regelmäßig im Millionenbereich und sind damit in der Regel so hoch, dass sich früher nur institutionelle Investoren oder Family-Offices auf diesem Markt engagierten. Nur wer über sehr große Vermögen verfügte, war mit von der Partie. Das hat sich aber geändert. Um auch Privatanlegern einen Zugang zu Private Equity zu ermöglichen, bietet die Bethmann Bank über eine eigens geschaffene Struktur Investments ab einem Beteiligungsbetrag von bereits 200.000 Euro an. Das Angebot richtet sich an langfristig orientierte und risikobereite Investoren, die ihr Portfolio um diese attraktive alternative Anlageklasse ergänzen und damit diversifizieren wollen.

Bei Anlegern stößt Private Equity vor allem auf Interesse, weil in vielen Marktphasen die Chance auf höhere Renditen gegenüber liquiden Anlageklassen wie Aktien oder Anleihen besteht. „Die attraktive Renditeerwartung ist jedoch mit einem langfristigen Investmenthorizont verbunden, worüber sich Privatanleger bewusst sein müssen“, so Bethmann-Experte Alexander Herbert. „Darüber hinaus sind die Renditeunterschiede zwischen den besten und den schlechtesten Private-Equity-Gesellschaften und deren Fonds deutlich ausgeprägter als im Aktien- oder Anleihen-Bereich.“ Entscheidend seien letztendlich der Zugang und die sorgfältige Auswahl der richtigen Fonds und der Private-Equity-Manager. Wichtig sei auch der systematische Aufbau eines eigenen, gestreuten Portfolios über verschiedene Auflegungsjahre, Regionen, Industrien, Manager und Investmentstile.

Als einer der Pioniere im Markt verfügt die Bethmann Bank über langjährige Erfahrung im Bereich Private Equity:

Seit mehr als 20 Jahren arbeitet das Team der Bank daran, aussichtsreiche Anlagemöglichkeiten für seine Kunden zu identifizieren. „Bei der Investitionsauswahl machen wir keine Experimente, wir arbeiten ausschließlich mit weltweit renommierten Private-Equity-Gesellschaften zusammen, die über verschiedene Konjunkturzyklen gute Ergebnisse für ihre Investoren erwirtschaftet haben“, sagt Herbert. Dank der langjährigen Marktpräsenz des Teams hat die Bethmann Bank Zugang zu führenden Private-Equity-Gesellschaften wie KKR, Permira oder Carlyle und deren Fonds, die für die meisten Privatpersonen und kleinere institutionelle Anleger nicht offenstehen. Besonders viel Wert legt Bethmann auf verantwortungsbewusste Investments und arbeitet ausnahmslos mit Managern zusammen, die in ihrer Anlagepolitik nach ethischen und nachhaltigen Grundsätzen handeln.

Die Bethmann Bank bietet ihren Kunden in der Regel drei- bis viermal jährlich Zugang zu der Anlageklasse Private Equity – über einzelne Private-Equity-Fonds sowie über ein kompaktes, vordefiniertes Portfolio, bestehend aus fünf bis sieben Fonds. Die Bank bietet dabei ein umfassendes Leistungsspektrum: von der Auswahl und Prüfung von Anlagen über die Beseitigung von Zugangshürden dieser institutionellen Anlageklasse bis zur aktiven Betreuung der Anleger über die gesamte Laufzeit der Anlage.

Anteile an einem Private-Equity-Investment sind in der Regel nicht oder nur bedingt weiterveräußlich. Durch den langen Anlagehorizont ist es besonders wichtig, nicht nur über die Chancen, sondern auch über die Risiken nachzudenken. Können beispielsweise die Fonds nicht die vorgesehene Anzahl an aussichtsreichen Unternehmen erwerben oder gehen die Businesspläne der erworbenen Unternehmen nicht auf, wäre ein Weiterverkauf nur unter dem Kaufpreis realisierbar. Alexander Herbert warnt deshalb: „Private Equity sollte in der gesamten Vermögensverteilung nie der Schwerpunkt sein, sondern Quoten zwischen zehn und zwanzig Prozent nicht überschreiten.“

● Text **Frank Elsner**

Ansprechpartner Bethmann Bank



Alexander Herbert

Head of Product &
Service Management,
Bethmann Bank,
Frankfurt am Main

alexander.herbert@bethmannbank.de

Rohstoff *der Zukunft*

Sie sind lecker, lästig oder lebensgefährlich: Pilze. Wir kennen sie vor allem als Lebensmittel, Schimmel in der Ecke, Krankheitserreger oder Gift. Doch Pilze, vor allem ihr Wurzelgeflecht, können auch Schadstoffe abbauen, als Bioziegel wachsen oder Fleisch und Leder ersetzen.

Als der Steinzeitmann Ötzi vor rund 5.300 Jahren in den Tiroler Alpen unterwegs war, hatte er neben Kupferbeil und Pfeilen auch Pilze im Gepäck. Aber nicht zum Essen. Dazu waren sie zu bitter. In Ötzis Gürteltasche steckte ein Stück Zunderschwamm, das ihm wohl beim Feuermachen half. Auf Fellstreifen hatte er Birkenporlinge aufgefädelt – vermutlich seine Reiseapotheke. Denn dieser Baumpilz soll blutstillend und antibiotisch wirken.

Was schon in der Jungsteinzeit bekannt war, fasziniert heute immer mehr Fachleute an Universitäten oder in Unternehmen: Pilze sind enorm vielfältig einsetzbar. Nicht nur als Nahrung oder Medikamente – aus ihnen lassen sich auch Baustoffe oder Dämmmaterial herstellen. Pilze können Böden reinigen, Aromen produzieren und Grundstoff für Taschen, Schuhe oder Burgerpattys liefern. Sie wachsen überall, und zwar schnell: im Wald, in den Bergen oder im Wasser. Die Alleskönner gelten deshalb als Rohstoff der Zukunft.

Forschung und Industrie setzen dabei auf die zahlreichen Fähigkeiten, die Pilze über Abermillionen Jahre entwickelt haben.



Formsache – das Wurzelgeflecht von Pilzen kann gleich im gewünschten Umriss wachsen, ob als Fahrradhelm oder, wie hier, als sechseckiges Akustikpanel

Das Hamburger Start-up Mushlabs etwa nutzt „eine uralte Technologie aus der Natur“, um Fleischersatz auf Pilzbasis herzustellen: Fermentation. Ähnlich wie bei der Herstellung von Sauerkraut oder Sojasoße entsteht das gewünschte Produkt durch Umwandlung im Bioreaktor. Mushlabs füttert das Myzel genannte Pilzwurzelgeflecht mit Stoffen, die in der Lebensmittel- und Agrarindustrie, beispielsweise in der Bierproduktion bei Bitburger, übrig bleiben, und züchtet so die Rohzutut für Würstchen, Hackfleisch oder Aufstriche. Kaufen kann man die Produkte noch nicht, sie müssen erst zugelassen werden.

Hühnchenersatz vom Baum

Walding Foods, ein Start-up aus dem Raum München, beliefert bereits Gastronomie- und Cateringbetriebe mit veganen Burgerpattys, Snacks oder Soßen, die mithilfe von Pilzen fermentiert werden. Auch ein Kindertagesstätten-Träger zählt zur Kundschaft, mit einem Schweizer Krankenhausbetreiber liefen zuletzt Gespräche, wie Chefin und Mitgründerin Alison Stille sagt. Gemeinsam mit ihrem Mann und einem Freund war sie lange auf der Suche nach der richtigen Kombination aus Pilz und passendem Futter. „Wir haben jahrelang herumexperimentiert und sehr viel widerliches Zeug probiert“, erzählt sie lachend. Schließlich schmeckte dem Trio das eigene Produkt und das Unternehmen ging 2020 an den Start. „Wir machen vor allem Quinoa-Tempeh. Man sieht die weißen Fäden drin“, beschreibt Stille. „Wenn die Pattys noch nicht mariniert sind, schauen sie aus wie Camembert.“ Die Körner werden vom Pilzmyzel durch- und umwachsen. Das Wurzelgeflecht sorgt für die typische Pattyform und wird später mitgegessen. Bis die Pattys „gewachsen“ seien, dauere es nur ein paar Tage. „Man braucht Wärme, sehr wenig Licht, sehr wenig Strom.“ Außerdem sei die Produktion „relativ platzsparend“.



Filetstück – Pilz-Burger vom Start-up *Walding Foods* gibt es bei Festivals, Cateringfirmen oder in einem Restaurant am Münchner Flughafen

Etwas mehr Raum benötigt ein anderes Projekt, an dem das Gründer-Trio seit 2017 tüftelt: „Chicken of the Woods“, ein Baumpilz, der gebraten wie Hühnchen schmecken soll. Allerdings lässt sich der Gemeine Schwefelporling, so der deutsche Name, schwer in Lebensmittelqualität züchten, wie Biotechnologin Stille erläutert. 2022 meldete *Walding Foods* ein Patent darauf an. Weitere Experimente und Forschung seien nötig – und rund eine Million Euro. Dann könnte das vegane Lebensmittel in zwei Jahren marktreif sein.

Auch in vielen anderen Branchen wird mit Pilzen experimentiert, in der Hoffnung auf ressourcenschonende, CO₂-sparende und nachhaltige Materialien und Prozesse. Noch werden oft lediglich Prototypen produziert und Verfahren in Versuchen getestet. In Bauindustrie und Architektur beispielsweise könnten mithilfe von Myzel in der gewünschten Form gewachsene Ziegel oder Dämmungen, Möbel und andere Einrichtungsgegenstände zum Einsatz kommen. Das Pilzmaterial ließe sich auch als Ersatz für Styropor verwenden, etwa in Verpackungen oder Fahrradhelmen, die gleich in der benötigten Form wachsen.

„Die Natur ist der beste Architekt“, wirbt die italienische Firma *Mogu* für ihre Akustik- und Wandpaneele aus Pilzmyzel und Reststoffen. Einer der Gründer, *Maurizio Montalti*, hat sich schon vor Jahren als Designstudent einen Namen gemacht mit Materialien aus Pilzen, die sich wie Latex, Leder oder Stoff anfühlen sollen; je nachdem, ob Baumwolle, Kaffee- oder Teereste den Nährboden bilden.

„Ein wichtiger Schritt zum Ende des Plastikmülls“

2022 kündigte *Mogu* den Marktstart seines Pilzleders an und schickte bei der Fashion Week in Paris einen bodenlagen Mantel über den *Balenciaga*-Laufsteg. *Balenciagas* Mutterfirma wiederum, der französische Luxusgüterkonzern *Kering*, ist Partner des US-Unternehmens *Bolt Threads*, das ebenfalls auf Pilzmyzel basiertes Leder produziert. Auch die Sport-

artikelhersteller *lululemon* und *adidas* sowie die Stardesignerin *Stella McCartney* sind an Bord. Die Britin stellt aus dem Material hochpreisige Handtaschen her. Der Autobauer *Mercedes* zeigte das Pilzleder im vergangenen Jahr in einem Concept-Car. *Adidas* kündigte 2021 an, das beliebte Turnschuhmodell „*Stan Smith*“ mit dem Werkstoff der Kalifornier herstellen zu wollen. Das sei „ein wichtiger Schritt hin zu unserem Ziel, Plastikmüll ein Ende zu setzen“, schwärmte der fränkische Konzern, nannte aber kein konkretes Datum, ab wann die Spezial-Sneakers zu kaufen sind. Wer jetzt schon Schuhe aus Pilzleder tragen möchte, kann sie beim Münchner Schuhdesigner *Sebastian Thies* bekommen. Unter dem Markennamen *nat-2* stellt er handgefertigte Unikate her, die unter anderem aus getrocknetem Zunderschwamm bestehen. „Achtung!“, warnt *Thies* vor dem Kauf: „Dieses Produkt ist Kunst in der

Die Natur ist der beste Architekt.

Wirbt die italienische Firma *Mogu*.

Form eines Schuhs. Es ist sehr fragil und nicht geeignet für Alltagsaktivitäten wie Sport, Motorradfahren, langes Laufen.“

Viele weitere Einsatzmöglichkeiten lassen sich aus der Natur ableiten, wo Pilze eine zentrale Rolle spielen. Die Fähigkeit, jede Art von organischem Material zu zersetzen, hilft zum Beispiel, um Böden und Abwasser von Schadstoffen zu reinigen oder um Biokraftstoff zu produzieren. Die Tatsache, dass viele Bäume in Symbiose mit Pilzen leben und über deren Wurzelwerk im Boden miteinander verbunden sind, könnte dazu beitragen, dass Wälder dem Klimawandel samt Trockenphasen besser standhalten.

Über das Myzel bekommen die Bäume Wasser und Nährstoffe. Auch schwächere Exemplare werden mitversorgt, „unabhängig von der Baumart“, wie die

Deutsche Gesellschaft für Mykologie erläutert. „Beispielsweise können Buchen an Tannen Nährstoffe abgeben.“ Für den Wald lassen sich dadurch heiße und trockene Phasen leichter überstehen.

Pilzenzyme für die Käseproduktion

Pilze produzieren außerdem zahlreiche Substanzen, die in Medikamenten, Lebens- oder Reinigungsmitteln zum Einsatz kommen. In der Medizin begann der Siegeszug der Antibiotika mit der zufälligen Entdeckung des Penicillins vor rund 100 Jahren – ein Stoffwechselprodukt von Schimmelpilzen. Auch Ausgangsstoffe für Cholesterinsenker oder Immunsuppressiva für Organtransplantationen basieren auf Pilzen.

Der bekannteste Lebensmittelzusatzstoff ist die Zitronensäure, die seit Anfang des 20. Jahrhunderts mithilfe von Schimmelpilzen industriell hergestellt wird. Pilze liefern Erdbeer-, Kokos- oder Pfirsicharoma, Hefen ermöglichen die Herstellung von Brot, Bier oder Wein. An Pilzenzymen für die Käseproduktion arbeitet das Allgäuer Unternehmen Optiferm, ein Spezialzulieferer für die Milchwirtschaft, zusammen mit der Universität Gießen. Weil tierische Enzyme, etwa aus den Drüsen von Ziegen, oft nicht mehr verwendet werden, schmeckt beispielsweise Feta anders als früher. „Weißkäse ist einfach langweiliger geworden“, sagt der kommissarische Forschungschef Dr. Alexander Siegl. „Mit Enzymen aus einem bestimmten Speisepilz könnte man wieder klassischen Käse mit vergleichbarem Geschmacksprofil herstellen. Er wäre vegetarisch, kosher und halal.“ Außerdem sei eine Verwendung in veganen Käsealternativen angedacht. „Wenn die Versuche gut laufen, hoffen wir, dass wir das Produkt innerhalb von fünf Jahren zur Marktreife bringen.“



Futtersuche – auf welchem Nährboden das Myzel wächst, wirkt sich auf das Material aus, das entsteht. Unternehmen wie Mogu tüfteln im Labor am passenden Substrat.

Küss die Hand – *bitte nicht!*

Ist Türe aufhalten und In-den-Mantel-Helfen sexistisch? Die Rollenbilder von Mann und Frau haben sich geändert, pseudo-charmanten Chauvitum braucht heute niemand mehr. Aber Höflichkeit und gutes Benehmen haben mit dem Geschlecht nichts zu tun.

Sehr populär in Politik, Medien und Soziologie ist heute die Verwendung des Begriffs „alte Rollenbilder“. Gewiss, die alten Rollenbilder von Mann und Frau sind ziemlich ins Wanken geraten – und das ist gut so. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau sollte in keiner Situation infrage gestellt werden. Denn selbstverständlich müssen Mann und Frau im Berufsleben die gleichen Chancen haben und den gleichen Lohn bekommen. Selbstverständlich gehört eine Frau ebenso in Aufsichtsräte und Vorstandsetagen, wie ein Mann sich auch um Kinder und Küche zu kümmern hat. Und selbstverständlich müssen in Zeiten von (oftmals sehr) emotional geführten MeToo- und Feminismusdebatten Männer die Grenze zwischen plumpem Anmachspruch und charmantem Kompliment neu vermessen; gerade dies ist leider überfällig. Gibt es doch noch einige alte Rollenbilder – und, damit verbunden, altes „Rollenver-

halten“ – zwischen Mann und Frau, das schon lange auf einer Sonderdeponie für Intoleranz und Ignoranz entsorgt gehört.

Vorsicht, Alltagssexismus!

Mit dem Wandel der alten Rollenbilder von Männern und Frauen wandelt sich natürlich auch der Umgang der Geschlechter miteinander. Das verunsichert viele. Besonders die Männer. Ihre große Unsicherheit bezieht sich heute auf die mögliche Reaktion einer modernen Frau, die vielleicht gar nicht mehr als „Dame“ begriffen werden will. Das Problem vieler Männer besteht nun darin, dass eine banale Höflichkeit wie das Türaufhalten von einer emanzipierten Frau als Alltagssexismus missbilligt werden könnte. Auch ein In-den-Mantel-Helfen kann heute bereits als Zeichen eines sehr gestrigen Küss-die-Hand-Chauvitums verstanden werden. Und wie soll ein Mann argumentieren, wenn er einer Frau den Kinderwagen über Treppenstufen heben will und von ihr aber sofort brüskiert wird: „Danke, das schaff ich allein!“ Nun, auch solche Selbstbestimmung der Frau hat der Mann zu akzeptieren. Immer! Was ihm häufig schwerfällt, denn er wollte doch nur höflich sein.

Danke, das schaff ich allein!

Männer und Frauen bedauern und beklagen inzwischen zunehmend, dass sich mit ihrem neuen Rollenverhalten auch tradierte Werte wie Höflichkeit, gutes Benehmen und Manieren wandeln – oder gänzlich auf der Strecke bleiben. Sicher,

Die große Unsicherheit der Männer bezieht sich heute auf die mögliche Reaktion einer modernen Frau, die vielleicht gar nicht mehr als „Dame“ begriffen werden will.

niemand braucht heute noch klebrige Maniertheit im Umgang miteinander oder gar Damenspeisekarten (ohne Preise). Mann und Frau sind heute gleichermaßen in der Lage, den Kosten des Lebens und denen eines schönen Abendessens ins Auge zu blicken. Niemand will die Auferstehung des Adolph Freiherrn Knigge, der 1788 sein Werk „Über den Umgang mit Menschen“ veröffentlichte. Es gilt als die Initialzündung für Etikette und Benimmregeln, dem allerdings erst später ein geschäftstüchtiger Verlag zwecks Auflagensteigerung das wesentliche Thema „Tischsitten“ hinzufügte.

In weiteren Auflagen und Ausgaben des „Knigge“ und in anderen sogenannten „Benimmbüchern“ ist vieles arg sittsam, züchtig und verkrampft wie jene Regeln, dass ein „Herr“ niemals ohne Sakko das Haus verlässt und eine „Dame“ auf keinen Fall ohne Hut ausgeht – und Kinder bei Tisch den Mund zu halten haben. Die Zeiten änderten sich immer und jede Zeit muss ihre Höflichkeit neu erfinden. Freiherr Knigge konnte ja nicht ahnen, dass heute das Handy mit größerer Selbstverständlichkeit neben dem Teller liegt als die Serviette.

Höflichkeit? In der digitalen Welt?

Dennoch lässt sich über den Umgang mit Menschen aus dem „Knigge“ vieles lernen. Nämlich, dass sich Höflichkeit immer in Respekt und Rücksichtnahme vor

dem oder der anderen ausdrückt. Es wäre eben auch heutzutage schön, wenn einem niemand die Tür vor der Nase zuknallt. Wenn sich in einer Warteschlange keiner vordrängeln würde und wenn andere einem nicht den Sitzplatz wegschnappen. Banale Beispiele schlechten, alltäglichen, eben rücksichtslosen Umgangs miteinander. Dass Umgangsformen Formen sind, die heute häufig umgangen werden, liegt aber vielleicht nicht (nur) an den veränderten Rollenbildern von Mann und Frau, sondern an unserem Leben mit neuen Technologien in einer digitalen Welt. Der raue und ruppige Umgang miteinander in sozialen Medien und in digitaler Kommunikation setzt sich im öffentlichen Raum nur fort: Menschen beiderlei Geschlechts lassen ihre E-Scooter quer auf dem Gehweg liegen, nicht bedenkend, dass jemand darüberfallen könnte. Menschen beiderlei Geschlechts bleiben am Ende einer Rolltreppe einfach stehen, um WhatsApp-Nachrichten zu checken. Und Männer wie auch Frauen sind auf den Straßen in ihr Mobiltelefon vertieft und rempeln andere Fußgänger an. Der hohe Wert kultivierten physischen Umgangs miteinander hat sich durch unseren verstärkten virtuellen Umgang untereinander gewandelt. Und wahrscheinlich hat die Pandemie dieses Verhalten noch beschleunigt. Im Homeoffice lässt der Mensch sich leichter gehen. Das beginnt bereits mit der Wahl der Kleidung bei einer Onlinekonferenz, zu der er sich gerne in der Jogginghose auf die Couch fläzt.

Sinn und Ziel guter Umgangsformen ist seit Beginn der Zivilisation, mögliche Unannehmlichkeiten für sich und seine Mitmenschen auf ein Minimum zu reduzieren. Der Mensch ist schließlich nicht allein auf der Welt, auch wenn er sich heute, gerade im öffentlichen Raum, leider oft so fühlt – und benimmt. Arthur Schopenhauers Parabel von Stachelschweinen, die bei bitterer Kälte über ein Feld laufen, beschreibt diese Suche nach Umgangsformen auf das Schönste: Die Tiere merken nämlich, dass sie einander wärmen, wenn sie eng zusammenrücken; dass sie sich aber auch stechen, wenn sie eben „zu“ eng zusammenrücken. Den idealen Abstand,

bei dem sie sich wärmen, aber noch nicht stechen, den nennen sie Höflichkeit. Kluge Stachelschweine! „Keep your distance“, sagt der Engländer. Distanzlosigkeit, Narzissmus und Egozentrik, jene Melange, die im weltweiten Netz herrscht, dürfte der wahre Grund für unser schlechtes Benehmen sein. Wo Beziehungen schnell und anonym mit Tinder beginnen und mit Ghosting enden, hat Verbindlichkeit wenig Chance; wer nur mehr schnell und unbedacht von Facebook zu Facebook kommuniziert, der verlernt irgendwann den Umgang von „face to face“.

Einfach nicht so oft „ich“ sagen

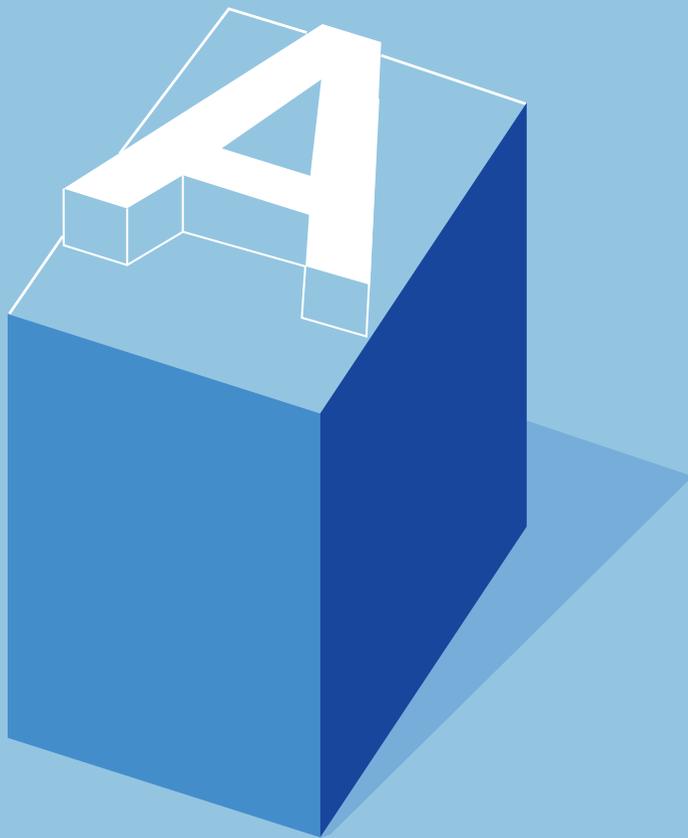
Höflichen Umgang miteinander in einer sich atemberaubend schnell verändernden Welt gewinnt niemand durch das sklavische Befolgen von Regeln; obwohl es gut ist, ein paar Regeln zu kennen. Höflichkeit ist eine Lebenskultur, somit eine lebendige Kultur und deshalb wird sich das Benehmen der Menschen mit- und zueinander immer wieder neu erfinden (müssen). Bei guten Umgangsformen ging es immer um Intuition und um Empathie, um Einfühlungsvermögen und um Interesse am Mitmenschen. Einfach mal seltener „ich“ sagen und seltener an sich denken, das ist wahrscheinlich der beste Weg für einen guten, eben manierlichen Umgang miteinander.

Höflichkeit ist kein Sexismus, denn gute Manieren sind nichts anderes als die so oft beschworene „soziale Kompetenz“, die unseren Alltag lebenswert macht. Es ist keine Höflichkeit, einem Blinden über die Straße zu helfen, es ist eine Selbstverständlichkeit. Und genauso sollte es eine Selbstverständlichkeit sein, seinem Mitmenschen die Türe aufzuhalten. Vollkommen egal, welchem Geschlecht der Mensch angehört, welche Hautfarbe er hat und wie er oder sie auf diese kleine, banale Höflichkeit reagiert.

Lesen *ist out?*

Keineswegs, das belegt der Erfolg der Frankfurter Buchmesse. Doch die Lesegewohnheiten haben sich in der digitalen Welt verändert. Eine Herausforderung für den deutschen Buchmarkt.

Text **Stefanie Terschüren**



570 Jahre

ist es etwa her, dass Johannes Gutenberg mit Metallbuchstaben die Gutenberg-Bibel und damit das erste Buch der Welt druckte.

1949

startete in der Paulskirche die Frankfurter Buchmesse mit rund 200 Verlagen und genau 9.046 Besuchern. Im Coronajahr 2020 zog die wichtigste Branchenplattform ins Internet. Beim BOOKFEST Digital via Facebook waren 1.500.000 Zuschauer dabei, 200.000 nutzten buchmesse.de. Vor Corona hatten sich Autoren aus 104 Nationen beteiligt und mehr als 300.000 Gäste die Weltmesse besucht.

2,5 Millionen

Menschen in Deutschland nutzen Hörbücher zum Entspannen, unterwegs in öffentlichen Verkehrsmitteln oder im Auto.

26 Exemplare

der Erstausgabe des Kommunistischen Manifests von Karl Marx und Friedrich Engels sind noch erhalten. Eines wurde kürzlich bei einer Auktion auf einen Wert von 70.000 Euro taxiert.

Jeder 7. Erwachsene

in Deutschland ist funktionaler Analphabet, der zwar einzelne Sätze lesen oder schreiben kann, aber Probleme hat, zusammenhängende kürzere Texte zu verstehen.

2007

wurde das letzte Mal ein Buch in Deutschland verboten. Maxim Billers Roman „Esra“ verletzte die Persönlichkeitsrechte einer Schauspielerin, die erfolgreich klagte.

4,4 Millionen Menschen,

die 2020 E-Books kauften, waren zwischen 25 und 54 Jahre alt. 1,6 Millionen waren älter als 55 und 0,5 Millionen zwischen zehn und 24 Jahre alt.

20 Millionen Nutzer

weltweit hat nach eigenen Angaben die Wissens-App „Blinkist“, die 2012 von einem Berliner Start-up gegründet wurde. Die App fasst die Kernaussagen von Sachbüchern und Podcasts in jeweils 15 Minuten zusammen.

2012

verkaufte Poppy J. Anderson alias Carolin Bendel ihr erstes E-Book als Selfpublisherin. Drei Jahre später knackte sie die Eine-Million-Grenze und wurde zur ersten Amazon-Millionärin auf dem deutschen Markt.

10 Prozent

der weiblichen Bevölkerung lesen bevorzugt E-Books. Bei Männern sind es sieben Prozent.

3,8 Milliarden Euro

und einen Anteil von 39 Prozent am Gesamtumsatz der Branche erwirtschaftete 2021 der stationäre Buchhandel. Er bleibt damit der wichtigste Vertriebskanal, obwohl sein Anteil um sieben Prozentpunkte gegenüber dem Vor-Pandemie-Jahr 2019 sank.

2,6 Milliarden Euro

und damit mehr als ein Viertel des Gesamtumsatzes von 9,6 Milliarden Euro machte 2021 der Internetbuchhandel aus. Der Umsatz im Onlinehandel zog gegenüber dem ersten Coronajahr 2020 um weitere 16 Prozent an, nachdem er gegenüber 2019 bereits um 21 Prozent gestiegen war. Erfasst werden die Zahlen vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.



Gründertrio –

(von links) Kilian Kaminski, Jürgen Riedl
und Peter Windischhofer



Ein zweites Leben für Handys und Computer

Beim Einkauf Geld sparen und gleichzeitig etwas Gutes für die Umwelt tun: Mit diesem doppelten Versprechen bietet refurbished sorgfältig aufbereitete gebrauchte Produkte an. Das Ziel des jungen, aber schon sehr erfolgreichen Unternehmens lautet: Wir wollen das Amazon für nachhaltigen Konsum werden.

Masterstudium in Shanghai und dann gleich ein verantwortungsvoller Job bei Amazon: Der Berufsstart von Kilian Kaminski verlief vielversprechend. Bei der Deutschlandtochter des Onlineversenders sollte er das Geschäft mit aufbereiteten Produkten aufbauen. „Leiter des Certified Refurbished Programms“, so lautete sein Jobtitel. Das klang sehr bedeutungsvoll. „Aber ich habe rasch gemerkt, dass das Programm im Konzern keine hohe Priorität besaß. Viel wichtiger war den Verantwortlichen der Verkauf neuer Produkte, denn dabei ist die Marge deutlich attraktiver“, erzählt Kaminski. Der gebürtige Hamburger sah sich in einer Sackgasse.

Mit vielen Zweifeln im Gepäck reiste er kurz vor Weihnachten 2016 nach Wien, um seinen Studienfreund Peter Windischhofer zu treffen. Der Oberösterreicher hatte nach dem Studium bei einer großen Unternehmensberatung angeheuert und war dort ebenso wenig glücklich wie Kaminski bei einem Onlinehändler. So fassten die ehemaligen Kommilitonen den Entschluss: Wir machen unser eigenes Ding auf dem Refurbishedmarkt. Kaminskis Branchenkenntnis, kombiniert mit Windischhofers Beraterexpertise – das schien ihnen ein guter Mix zu sein. Über das österreichische Start-up-Netzwerk knüpften sie Kontakt zu Jürgen Riedl, einem jungen IT-Spezialisten, der innerhalb von fünf Monaten eine technische Infrastruktur für ihr junges gemeinsames Unternehmen aufsetzte. Dann konnte es losgehen mit refurbished.

In seiner Zeit bei Amazon hatte Kaminski, 33, erlebt, welche Dynamik in dem Geschäft mit aufbereiteten Produkten liegen kann, wenn man es richtig angeht. Unternehmen tauschen in schöner Regelmäßigkeit und häufig auch in großem Stil Handys, Laptops und PCs aus, um technologisch mit der Zeit zu gehen. Telekommunikationsprovider sitzen auf großen Beständen gebrauchter Geräte und viele Markenhersteller suchen nach Verwertungsmöglichkeiten für Retouren. Hinzu kommt: Für viele Privatpersonen ist es wichtig, ein möglichst aktuelles Smartphone zu besitzen. Das Vorgängermodell landet oft in der Schublade, obwohl es noch prima funktioniert.

Berge von Elektromüll schaden der Umwelt und vernichten Werte

Das Ergebnis ist ein immer größer werdender Berg von Elektromüll. Verheerend für die Umwelt und obendrein eine erhebliche Vernichtung von Werten. Denn nach einer Untersuchung des Freiburger Öko-Instituts stecken beispielsweise in einem Smartphone gut 300 Milligramm Silber und etwa 30 Milligramm Gold. Dazu kommen geringere Mengen Kupfer, Eisen und Aluminium sowie weitere Metalle. Viel zu wertvoll, um im Abfall zu landen.

Das Ziel, so dachten sich die refurbished-Gründer, müsse somit heißen: Weg von der Wegwerfgesellschaft, hin zu einer Kreislaufwirtschaft. Also zu einem Modell der Produktion und des Verbrauchs, bei dem bestehende Materialien und Produkte so lange wie möglich geteilt, geleast, wiederverwendet, repariert, aufgearbeitet und recycelt werden. Altgeräte mit Potenzial für ein zweites Leben gibt es mehr als genug. Aber gibt es dafür auch ausreichend Nachfrage? „Die wenigsten Verbraucher suchen oberflächlich flottgemachte Gebrauchtware. Aber sorgfältig aufbereitete und mit Garantie angebotene Artikel sind durchaus begehrt“, sagt Kaminski. Der Preis für diese generalüberholten Produkte liegt bei refurbished zwischen 20 und 40 Prozent unter dem Preis originalverpackter Neuware.

►

Das doppelte Versprechen des Marktplatzes für aufbereitete Geräte an seine Kundschaft lautet: Beim Kauf Geld sparen und gleichzeitig etwas Gutes für die Umwelt tun. Das kommt an. Das Interesse an Refurbishedprodukten steigt kontinuierlich. Die International Data Corporation (IDC) aus den USA erwartet, dass 2024 weltweit mehr als 350 Millionen gebrauchte Smartphones verkauft werden. 2019 waren es erst gut 200 Millionen gewesen. In Zeiten konjunktureller Unsicherheit und hoher Inflation zieht vor allem das Argument eines – im Vergleich zur Neuware – niedrigeren Preises. „In den vergangenen Jahren haben wir eine starke Entwicklung dahin gesehen, dass die Kunden aufbereitete Produkte vor allem aus Gründen der Nachhaltigkeit kaufen. Doch mit dem Anstieg der Teuerungsrate verzeichnen wir seit Sommer 2022 auch wieder mehr Interesse von Kunden, denen vor allem der Preis wichtig ist“, sagt Kaminski.

Immer mehr Unternehmen fragen: Müssen es neue PCs sein?

Aber es sind nicht nur Privatpersonen, die sich vermehrt für erneuerte Produkte interessieren. Immer häufiger hinterfragen auch Unternehmen ihre Beschaffungspolitik: Müssen es tatsächlich immer neue Handys, Tablets oder PCs sein? Hinter diesen Zweifeln steht zum einen der Druck, Kosten zu sparen. Aber mindestens genauso groß ist der Wunsch, in Sachen Nachhaltigkeit zu punkten.

Von Wien nach Europa –
refurbed ist in neun Ländern aktiv und
zählt mehr als 300 Mitarbeitende



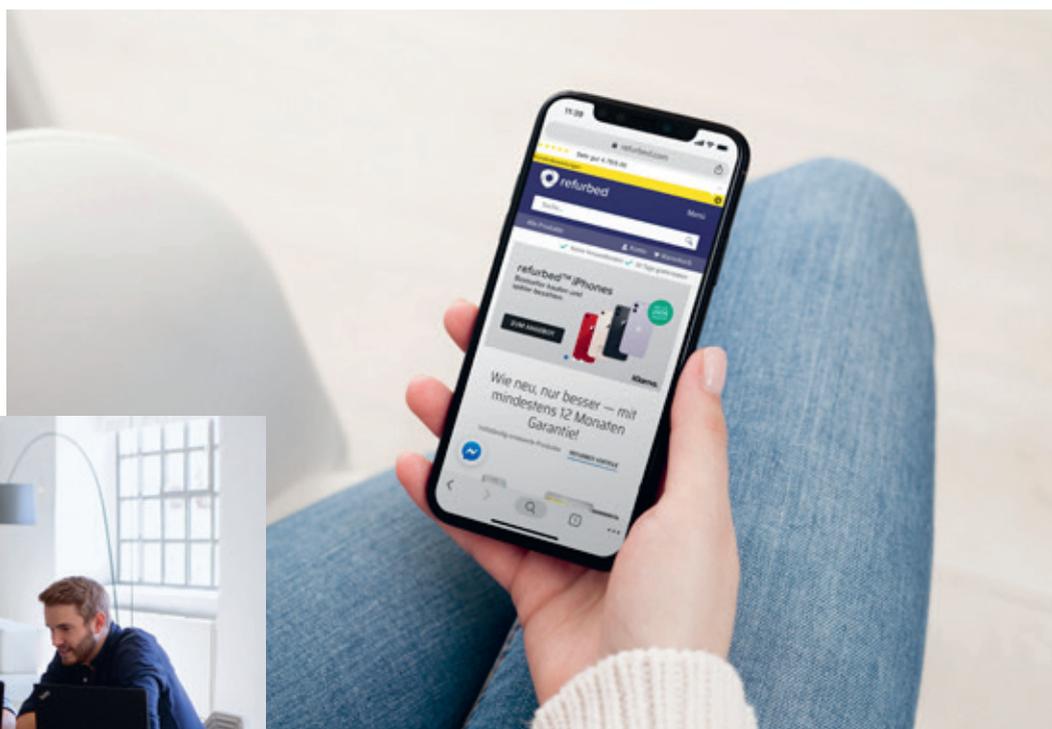
„Die strenge Regulatorik und die kritischen Blicke von Kunden und Geschäftspartnern lassen vielen Unternehmen keine andere Wahl, als nachhaltiger zu agieren. Dazu gehört auch ein ökologisch verantwortungsvoller Umgang mit ihrer IT-Infrastruktur“, sagt Kaminski. So erhält refurbed immer häufiger Anfragen vor allem aus dem Mittelstand und hat auch ein eigenes B2B-Team ins Leben gerufen.

Zwischen An- und Verkauf steht die Aufbereitung der Geräte. „Wir kooperieren mit professionellen Refurbishern in vielen europäischen Ländern, die jeweils mehrere Tausend Geräte pro Woche generalüberholen, Speicher zertifiziert löschen und Ersatzteile austauschen. Viele von ihnen sind auf eine Warengruppe, manche sogar auf Produkte eines Herstellers spezialisiert. Das ermöglicht gute Preise, denn diese Refurbisher kaufen Ersatzteile in großen Mengen“, erläutert der refurbed-Gründer. Er weiß: Je mehr die generalüberholten Artikel der Neuware gleichkommen, umso positiver sind die Kunden überrascht, wenn sie die Produkte in Händen halten. Und umso begeisterter werden sie dann im Freundes- und Bekanntenkreis von ihrem Kauf berichten.

Das zahlt sich aus für refurbed. Mehr als die Hälfte der Kunden kommt auf Empfehlung. Der erste Kauf ist meist ein Smartphone. Wer damit zufrieden ist, schaut sich bei der nächsten größeren Anschaffung um, ob es dazu nicht auch eine erneuerte Alternative gibt. So entsteht ein Markt, den es bisher nicht gegeben hat. Zwischen „neu“ und „gebraucht“ schiebt sich „erneuert“ – und refurbed gehört zu den Anbietern, die Tempo in dieses mehr und mehr beachtete Business bringen.

„Wer schnell verkauft, glaubt nicht an seine Idee“

Das Unternehmen mit Stammsitz in Wien ist im siebten Jahr nach seiner Gründung bereits in neun europäischen Ländern aktiv, zählt mehr als 300 Mitarbeitende und erwirtschaftet einen nicht näher bezifferten mittleren dreistelligen Millionenumsatz.



Wie neu – Marken-Smartphones gehören zu den am stärksten nachgefragten Artikeln, die die refurbed-Gründer im Angebot haben

„Wer schnell verkauft, glaubt nicht an seine Idee.“

Kilian Kaminski, Gründer refurbed

Ziel ist es, Ende 2023 profitabel zu arbeiten. Das Gründertrio Kaminski, Windischhofer und Riedl hält gut ein Drittel der Anteile. Die übrigen Anteile sind Eigentum mehrerer Investoren und Business-Angels, die das Unternehmen in der Startphase und in den folgenden Finanzierungsrunden unterstützt haben. Potenzielle Geldgeber habe es immer mehrere gegeben, berichtet Kaminski.

Aber ihm und seinen Mitstreitern sei stets wichtig gewesen, Kapitalgeber zu finden, die neben dem finanziellen Engagement auch Kompetenz und Kontakte mitbringen, um refurbed voranzubringen. „Vor allem aber suchten wir Investoren, die unser Ziel mittragen, irgendwann zu möglichst vielen Produkten eine nachhaltige Variante anzubieten.“

Aktuell finden sich im Shop von refurbed neben Consumer-Electronic auch erneuerte Haushalts-, Küchen- und Gartengeräte sowie eine begrenzte Auswahl an Sportgeräten. Die Vision der Gründer ist ganz unbescheiden: „Wir möchten das grüne Amazon für nachhaltigen Konsum werden.“

refurbed weiter aufzubauen und dann möglichst rasch alle Anteile meistbietend zu veräußern – das kommt für Kaminski nicht infrage. „Wer schnell verkauft, glaubt nicht an seine Idee“, meint er. Vielmehr wünscht sich der Gründer, mit einem möglicherweise irgendwann börsennotierten refurbed ein unternehmerisches Lebenswerk zu schaffen. „Es wäre schön, wenn ich später meinen Kindern sagen könnte, einen kleinen Beitrag zur Verbesserung des Klimas geleistet zu haben.“

● Text **Stefan Weber**

Dafür stehe ich morgens auf

Es gibt unzählige Gründe, wieso Menschen morgens ihr Bett verlassen – und zwar nicht etwa, weil der Wecker klingelt. Ob nun echte Berufung, stetiges Streben oder inneres Bedürfnis, ob Job, Hobby oder soziales Engagement – jeder hat etwas anderes, das ihn begeistert und ihn antreibt. In dieser Rubrik erzählen Menschen von ihrer Motivation, ihren Leidenschaften und davon, wofür sie morgens aufstehen.



Helga Grotheer

Helga Grotheer, 62, gelernte Versicherungskauffrau und mittlerweile Rentnerin, war einst Opfer eines Love-Scammers. Heute bekämpft sie Liebesbetrüger mit einem eigenen Verein.

2008 befand ich mich in einer Umbruchsituation. Ich war 48, hatte aufgrund der Finanzkrise meine Existenzgrundlage verloren und war gerade dabei, mich fortzubilden. Über eine Partnerbörse bekam ich Kontakt mit einem Maschinenbauingenieur aus Großbritannien. Wir mailten und telefonierten über Monate, bis ich sagte: So, ich habe meine Prüfung bestanden, jetzt besuche ich dich in England. Steve, so hieß er, berichtete mir, dass er gerade in Nigeria ein großes Straßenbauprojekt an Land gezogen habe, und malte uns eine sorgenfreie Zukunft aus. Gerade versuche er aber, seine Maschinen im Hafen auszulösen. Und dafür brauche er Geld. 7.000 Euro wollte er, das Geld hatte ich nicht.

Und dann passierte es: Ich tippte seine Mailadresse statt ins Mailprogramm in die Browserzeile und landete dann auf einer Seite, auf der stand, dass Steve ein Liebesbetrüger sei. Ich konfrontierte ihn damit, er wiegelte ab und begründete das mit Datenklau. Irgendwann gab er dann aber den Betrug zu: In Wahrheit war er ein 34-jähriger Nigerianer. Danach fiel ich in ein tiefes Loch. Geld war keines geflossen, aber ich litt an Liebeskummer.

Unsere ehrenamtliche Arbeit hat zu 70 Festnahmen von Liebesbetrügern geführt.

Dann gewannen meine Wut und mein Kampfgeist. Ich gründete ein Selbsthilfeforum namens romance-scambaiter.de. 4.800 Mitglieder haben wir mittlerweile, davon sind 95 Prozent Frauen. Wir sammeln Fakeprofile, häufig nutzen die Liebesbetrüger ja geklaute Fotos. Falls bereits Geld geflossen ist, gehen wir mit Namen und Kontendaten auf Banken zu und bitten diese, ihre Kundinnen zu warnen. Nur um eine Größenordnung zu geben: 2020 flossen von 128 unserer Forenmitglieder 9 Millionen Euro an Liebesbetrüger, 2021 summierte sich der Schaden von 198 Betroffenen bereits auf 15 Millionen Euro – und das sind nur die Fälle, die wir kennen. Die Dunkelziffer ist viel höher.

Ein Kernteam von 20 Leuten geht mittlerweile auch zum Schein auf Love-Scammer ein. Wenn wir von den Betrügern genügend Daten haben, versuchen wir, sie zu einer persönlichen Geldübergabe zu motivieren, und informieren dann die Polizei. Bislang hat unsere ehrenamtliche Arbeit zu 70 Festnahmen geführt.

• Text **Geraldine Friedrich**



Wenn ich auf meiner Insel Älveskär bin, fließt Energie in mein Bewusstsein.

Kilometer von Lökholm aus schwimme, sodass sich Schwimmen und Laufen immer wieder abwechseln. Noch lieber aber paddele ich. Das ist für mich Balsam für Körper und Seele. Besonders oft bin ich mit meinen beiden älteren Kindern gepaddelt. Ich liebte es, wenn wir dabei ganz zwanglos ins Gespräch kamen.

Ich bin kein esoterisch veranlagter Mensch, aber wenn ich auf Älveskär bin, fließt Energie in mein Bewusstsein. Die Insel ist die Ruhe selbst. Der Stress fliegt weg. Man sieht keinen Menschen. Ob ich erreichbar bin oder nicht, ist allein meine Entscheidung – auch online, denn ein Hotspot sorgt dafür, dass wir nicht abgeschnitten sind von der Welt. Was gut ist, denn ich bin Teil einer Gruppe, die Open Source vorantreibt. Als Gründer des börsennotierten Unternehmens MariaDB Corporation und als CEO der MariaDB Foundation.

Auf meiner Insel finde ich auch Zeit, um mir über bedeutende Entwicklungen Gedanken zu machen, zum Beispiel über künstliche Intelligenz. Wird die öffentliche Meinung durch KI-gestützte Programme manipuliert, ist das ausgesprochen problematisch. Die wichtigsten Grunddaten KI-basierter Modelle sollten deshalb von klugen, unabhängigen Menschen überprüft werden, wie es bei offenen Wissensdatenbanken wie Wikipedia und Wikidata der Fall ist. Die mit qualitativ hochwertigen Daten zu versorgen ist eine Mammutaufgabe. Genau für so etwas gibt mir die Insel frische Energie!

• Text **Stefanie Terschüren**

Kaj Arnö

Kaj Arnö, 60, ist ein finnlandschwedischer Open-Source-Pionier und Geschäftsführer der MariaDB Foundation. Mit dem Kauf der Insel Älveskär 2018 erfüllte sich der IT-Unternehmer einen Kindheitstraum.

Schon als Neunjähriger habe ich den Zeigefinger über einer Landkarte kreisen lassen, auf eine Insel getippt und gesagt: „Die möchte ich haben.“ Als der Verkauf des Unternehmens MySQL den Traum finanziell in Reichweite brachte, dauerte es noch zehn Jahre, bis ich ganz sicher war, welche Insel es sein sollte. Älveskär liegt nur drei Kilometer von der entfernt, die ich mir als Kind ausgesucht hatte.

Meine Insel sollte zwar nah am Zentralort Nagu sein, aber weit genug in Richtung offenes Meer, um den Horizont genießen zu können. Den sehe ich nur von einer Stelle der sieben Hektar großen Insel aus, aber dafür zehn andere Inseln. Einige liegen an der Strecke, wenn ich die vier



Feines Näschen für Luxus



Parfümerie Brückner

Text Florian Kinast Fotos Marc Krause

Brückner

Parfümerie



Bublitz

ehem. Königlich Bayerischer Hoflieferant



ACQUA DI PARMA

ARAN LA SPUNATURA

DISCOVER THE EXCLUSIVE LIMITED EDITION FROM AN ITALIAN ARTISANAL TRADITION





Beste Citylage –
seit 130 Jahren residiert die Parfümerie
Brückner im Münchner Rathaus

Seit 130 Jahren steht die Parfümerie Brückner im Münchner Rathaus für außergewöhnliche Duftwässer. In dem Traditionsunternehmen zählten einst bayerische Monarchen zur Stammkundschaft. Heute sucht hier eine exklusive Kundschaft nach erlesenen Aromen – und mancher junge Mann nach dem todsicheren Ladykiller.



Vielleicht diese Komposition aus Amber und Moschus, mit der Kopfnote aus Zitrus und Lavendel? Oder doch die eher holzige und würzige Variante, orientalisches geprägt, mit einem Hauch von Koriander und Kardamom? Der junge Mann, so Mitte 20, ringt noch mit seiner Entscheidung. Seit Minuten schon ist er ins Gespräch mit der Beraterin vertieft, immer wieder hält er sich die aus unterschiedlichen Flakons besprühten Teststreifen vor die Nase – bevor er am Ende doch zur Variante mit dem kraftvollen Karamellaroma und der Prise Vanille tendiert, natürlich auf Patschulibasis. Eher etwas sinnlich Maskulines also. Unterdessen berät eine Mitarbeiterin am Regal daneben ein amerikanisches Touristenpärchen („This flavor smells clean and fresh“), weiter hinten in dem schmalen Korridor fragt eine Kundin („Für den Geburtstag meiner Mutter“) nach einem Geschenketipp.

Es herrscht an diesem Nachmittag dichtes Gedränge in dem kleinen Verkaufsraum der Parfümerie Brückner, mit einem lauten Gewirr aus vielen Stimmen – und natürlich mit einem faszinierenden Gemisch aus noch mehr Düften. Wo München ganz erlesen riecht, edel und exklusiv wie vielleicht nirgendwo sonst in der Stadt. Wo der Durchschnitt längst verduftet ist. Wo die Luft den Luxus atmet.

„Wem nach Mainstream ist“, sagt Tanja Bublitz beim Gespräch in ihrem Büro, direkt über ihrem Laden im ersten Stock, „der kauft woanders.“

Bessere Citylage geht nicht

Tanja Bublitz ist Geschäftsführerin des Traditionsunternehmens, beheimatet in der Weinstraße auf der Westseite des Münchner Rathauses. Bessere Citylage geht nicht. Ein Familienunternehmen, das sich noch nie damit begnügte, den Dunst des Gewöhnlichen zu verströmen. Auch Magnus Brückner hatte einen hohen Anspruch an sich und seine Produkte, als er 1893 den Familienbetrieb gründete, mit viel Leidenschaft



Grande Dame der Kosmetik –
die einstige Geschäftsinhaberin
und schillernde Society-Lady
Margarete Bublitz

und vielen Visionen. Der Betrieb glich anfangs mehr einem Start-up, von dem man nicht wusste, ob es sich wirklich behaupten könnte. Oder ob es eher bei viel Dampf um nichts bleiben würde.

Doch Brückner hatte ein gutes Näschen – als weitgereister Kosmopolit und galanter Charmeur, in jeder Hinsicht ein Mann von Welt, der von seinen wochenlangen Auslandsaufenthalten nicht nur unterhaltsame Geschichten für die besseren Münchner Gesellschaftskreise mitbrachte, sondern auch bis dahin unbekannte exotische Düfte für ganz neue Sinneserfahrungen. Brückner galt um die Wende zum 20. Jahrhundert als einer der gefeierten Societystars des damaligen Jetsets, der sich anschickte, das südliche Oberbayern als Naherholungsziel für sich zu entdecken – und der dank Brückner nun den Duft der großen weiten Welt verspürte. Als prominentesten Stammkunden





*Dritte Generation –
die heutige Geschäftsführerin Tanja Bublitz
im Verkaufsraum ihrer Parfümerie*

Parfümerie

Brückner



Bublitz

ehem. Königlich Bayerischer Hoflieferant

Les Parfums



Brückner



Brückner



Faible fürs Exklusive –
Tanja Bublitz war schon als Kind
fasziniert vom Duft der Parfümerie

freilich begrüßten Magnus und seine Frau Philippine in jener Zeit Prinzregent Luitpold, den Onkel von Märchenkönig Ludwig II., nach dem Tod seines Neffen von 1886 bis 1912 Bayerns Obermonarch. In ihrem Laden im Rosental deckte sich Luitpold mit feinem Duftwasser, teurem Puder und eleganten Lotionen ein.

„Königlich bayerischer Hoflieferant“ – was sonst?

Und weil sich die Brückners so hingebungsvoll um die Skin- und Bodycare des Prinzregenten kümmerten, wurde ihnen zum Dank ein würdevoller Titel verliehen: „Königlich bayerischer Hoflieferant“, zu sehen ist das noch heute am Wittelsbacher-Wappen über dem Eingang des Geschäfts, das das Gründerpaar nach dem Bau des Neuen Rathauses 1909 beziehen durfte. Und genau hier residiert das Unternehmen noch heute, weit mehr als 100 Jahre später.

Anfang der 1950er-Jahre stieg Margarete Bublitz als neue Geschäftsführerin ein – eine gelernte Friseurin, die sich ihr umfassendes Wissen rein autodidaktisch aneignete und die man aufgrund ihrer Expertise und ihrer Vernetzung mit der hiesigen Hautevolee bald die „Grande

Dame der Kosmetik“ nannte. Eine enge Freundin der US-amerikanischen Kosmetikkönigin Estée Lauder, dazu eine extravagante Gesellschaftslady, die wegen ihrer schrillen Outfits auffiel, mit grellen Kleidern und riesigen Hüten – aber auch wegen ihrer legendären Kondition bei Festen und Bällen. „Meist kam meine Oma als Erste und ging als Letzte“, sagt Tanja Bublitz, „am nächsten Tag stand sie wieder topfit im Laden.“

Dass sie selbst nach ihrer Großmutter und ihrem Vater Horst den Betrieb übernehmen würde, das war gar nicht sicher. Ballerina zu werden oder auch Tierärztin, sagt Tanja Bublitz, das hätte sie sich als Kind sehr gut vorstellen können. Aber natürlich war sie als Mädchen immer fasziniert, wenn sie nach der Schule in den Laden kam, wenn sie die großen Cremetöpfe sah und sensorisch die Düfte und Aromen wahrnahm, die durch den Raum flimmerten – weshalb sie seit 1990 nun doch in dritter Generation die Familiendynastie fortführt.

Hinschmeißen? Kommt nicht infrage!

Bald dreieinhalb Jahrzehnte sind es nun, in denen sie auch schwierige Zeiten durchlebte, wie sie sagt, vor allem weil große Handelsketten die Parfüms als Billigware auf den Markt warfen. „In dieser Phase waren wir nur noch ein Auskunftsbüro“, erzählt sie, „die Leute kamen rein und wollten wissen, was das Parfüm bei uns kostet. Dann gingen sie wieder, woanders gab es das gleiche Produkt ja deutlich billiger.“ Eine Option wäre gewesen, hinzuschmeißen, aber weil man in der Familie noch nie gern einfach so aufgegeben hatte, kämpfte auch Tanja Bublitz weiter – und begann, sich auf ein ganz exklusives Angebot zu spezialisieren. Trotz vehementer Warnungen ihres Vaters („Du treibst uns ja noch in den Ruin“) entrümpelte sie das Sortiment, trennte sich von großen internationalen Unternehmen, den Global Perfume-Players, um stattdessen immer mehr kleinere und teilweise völlig unbekannte Marken ins Programm aufzu-





Aufgeben ist keine Option –
*Tanja Bublitz behauptet ihren Laden
gegen mächtige Konkurrenz*

nehmen. Düfte, die sonst keiner hat.

Dafür reist sie auch heute noch immer wieder ins Ausland, um auf internationalen Fachmessen wie der „Esxence“ in Mailand neue Produkte zu testen, um zu riechen, was passen und ankommen könnte bei den Kunden. Und was nicht.

Das Hineinschnuppern, um am Ende die Nase vorn zu haben, das ist eine der Kernkompetenzen von Tanja Bublitz.

Auf der Messe entdeckte sie übrigens eher zufällig in einem Magazin auch den Namen ihrer Parfümerie – als eine der vier besten Adressen in ganz Deutschland für hochwertige und natürlich auch hochpreisige Nischenparfüms. Denn das Standardrepertoire des Duftwassers für 39,90 Euro sucht man hier vergeblich, im Hause Brückner gehts ins Dreistellige und darüber hinaus. Dass es die kaufkräftige Klientel dafür gibt, das zeigen gut frequentierte

Nachmittage im Geschäft, vor allem aber die umsatzstarken Samstage, an denen die Kundschaft draußen in der Fußgängerzone beim Warten auf den Einlass ansteht und sich dabei untereinander über eigene Erfahrungen mit Marken und Düften austauscht. Kennen Sie das schon? Müssen Sie unbedingt probieren! Und wie lange kommen Sie schon hierher?

Die Dame mit dem richtigen Duft betören

„Viele Stammkunden kommen tatsächlich seit Jahrzehnten“, sagt Tanja Bublitz und erzählt noch von einer ganz neuen Zielgruppe, die in den vergangenen Monaten auch dank Influencern und Bloggern in den sozialen Netzwerken explosionsartig zugenommen habe: junge Männer, die auf der Suche sind nach dem speziellen, vermeintlich todsicheren Ladykiller-Duft, Oberbegriff für bestimmte Parfümsorten, mit denen Mann – zumindest laut Ankündigung – jede Frau für sich gewinnt. Obs wirklich funktioniert? Immerhin, Reklamationen aufgrund chronischer Erfolglosigkeit gabs in ihrem Geschäft bislang noch nicht.

Bei all dem Erfolg und all den wachsenden Geschäftszahlen, an einen Auszug oder eine Erweiterung hat Tanja Bublitz noch nie gedacht. Das Geschäft im Rathausbau habe genau die richtige Größe, bei einer Expansion bräuchte sie außerdem mehr Personal. „Das Niveau auch bei der Beratung halten zu können und mehr als meine derzeitigen 17 Mitarbeitenden mit einer hoch qualifizierten Ausbildung zu finden, das wäre sehr schwer“, sagt sie, als ihre Assistentin das Büro betritt mit dem Hinweis, dass in wenigen Minuten der nächste Besuch anstünde. Es ist die Vertreterin eines Parfümunternehmens, die sich mit einer neuen Palette an Düften angekündigt hat. Tanja Bublitz wird gleich ausprobieren, was vielleicht reinpassen könnte ins Sortiment.

Es ist mal wieder Zeit für den richtigen Riecher.

● Text **Florian Kinast**



Herausgeber

Bethmann Bank, eine Marke der
ABN AMRO Bank N.V. Frankfurt Branch
Mainzer Landstraße 1
60329 Frankfurt am Main
www.bethmannbank.de
Feedback zum Heft:
character@bethmannbank.de

**Redaktion**

Frank Elsner Kommunikation
für Unternehmen GmbH
Kirchstraße 15 a
49492 Westerkappeln
office@elsner-kommunikation.de

**Presserechtlich
verantwortlich**

Alexandra Vitt-Krauß
Bethmann Bank, eine Marke der
ABN AMRO Bank N.V. Frankfurt Branch
Mainzer Landstraße 1
60329 Frankfurt am Main
www.bethmannbank.de

Design

Evernow GmbH
Hamburger Allee 14
60486 Frankfurt am Main
www.evernow.io

Fotos

- S. 6–23 **Character im Porträt**
Marc Krause
- S. 24–25 **Hello / Goodbye**
pexels.com/@serjosoza
- S. 26–33 **Panorama**
ArtforWild: Mireille Ockenfels
- S. 34–39 **Zwischen kommerziell
und karitativ**
Marc Krause
- S. 40–41 **Perspektivenwechsel**
Illustration: Henrik Petersen
May: Götz Schleser
Stoll: travel-to-nature GmbH
- S. 42–43 **Aus der Bethmann Bank**
Alex Habermehl Fotografie
- S. 42–43 **ImPACT-Einhefter**
Supergy – Pressematerial
MealGood oHG – Pressematerial,
Porträtfoto: Klaus Gigga
RiDERgy GmbH – Pressematerial
- S. 44–47 **Für morgen**
unsplash.com/@jessebauer
mogu: Pressematerial
Walding: Katrin Winner
- S. 52–55 **Unternehmen der Zukunft**
refurbed: Pressematerial
- S. 56–57 **Dafür stehe ich morgens auf**
Illustration: Henrik Petersen
- S. 58–65 **Unternehmen mit Tradition**
Marc Krause

**Autoren und Mitwirkende
dieser Ausgabe**

Jessica Braun, Frank Elsner,
Claudia Fleischer, Geraldine Friedrich,
Florian Kinast, Christoph Koch,
Arno Makowsky, Pascal Morché,
Irene Preisinger, Stefanie Terschüren,
Stefan Weber

Druck

Druck- und Verlagshaus
Zarbock GmbH & Co. KG
Sontraer Straße 6
60386 Frankfurt am Main
www.zarbock.de

Papier

Für den Umschlag von Character haben wir das Designpapier **Munken Polar Rough** verwendet. Die Inhaltsseiten des Magazins gehören zur gleichen Papierfamilie – **Munken Print White**. Für den **ImPACT-Einhefter** kommt das **PERGRAPHICA High White Smooth** zum Einsatz. Alle Varianten zeichnen sich durch ihre natürliche und hochwertige Haptik aus.

Selbstverständlich sind alle drei Papiere **FSC®-zertifiziert**. Das zur Herstellung verwendete Holz stammt aus verantwortungsvoller Waldwirtschaft.

**Produktion**

Die Produktion unseres Magazins Character gestalten wir **klimaneutral**, indem wir die durch den Druck entstehenden CO₂-Emissionen ausgleichen.

**Rechtliche Hinweise**

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Inhalte, Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Sämtliche Urheberrechte für Beiträge, Fotos sowie die grafische Gestaltung liegen beim Herausgeber. Eine Verwertung der Zeitschrift oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Herausgebers unzulässig, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist die Speicherung oder Verbreitung der Inhalte in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig. Alle Rechte vorbehalten.

Eine Haftung für die Inhalte ist ausgeschlossen, es sei denn, dass solche Schäden vom Herausgeber oder von seinen Mitarbeitern vorsätzlich oder grob fahrlässig herbeigeführt worden sind.

Echt.

Nachhaltig.

Privat.

Privat Nachhaltig. Echt.

Fahrkarte
persönlich
vorzeigen